Japan und China.

Erster Band.



Ein Theegarten in Nangasaki, nach einer japanesischen Originalzeichnung.

Japan und China.

Reiseskizzen,

entworfen

während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien

von

dem Mitgliede derselben

Dr. Hermann Maron.

Berg

Erster Band.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Ueber Reisen und Reisebeschreibungen.

Als Vorwort.

Es giebt Mancherlei, von dem die Welt seltsamer Weise glaubt, daß Jedermann es gleichsam durch natürliche Begabung könne. Glaubt nicht Jeder, ein Vermögen verwalten zu können, wenn er es hätte? Und doch gehört, um mit Verstand reich zu sein, vor allen Dingen Verstand dazu. Der Rest muß gelernt werden. Glaubt nicht Jeder berechtigt und befähigt zu sein zum Reisen, und glauben nicht leider Allzuviele, daß sie auch ihre Reise beschreiben können?

Das Reisen ist aber eine Kunst; zu ihrer Ausübung gehört Talent, und unzweifelhaft giebt es Reise-Genies. Weder Talent noch Genie können, wenn sie anders in der Welt etwas schaffen wollen, des sicheren Fundamentes entbehren, welches wir „positives Wissen" nennen. Das Reisen, wenn es anders nicht ein nutzloses Hinfliegen über ein Stück Erde sein soll, ver-

langt eine ernste geistige Vorbereitung; es verlangt vor allen Dingen eine allgemeine Bildung, welche einen Ueberblick gewährt über die hauptsächlichsten Wissenschaften und Künste und über ihren organischen Zusammenhang mit der praktischen Welt. Dieser Standpunkt, der ein vielseitiges positives Wissen voraussetzt, ist unerläßlich und kann genügen für denjenigen, der lediglich zu seinem Vergnügen und zu seiner persönlichen Belehrung reis't; ist er mit Beobachtungs-Gabe und mit Form-Talent von der Mutter Natur versehen, so kann die Beschreibung seiner Reise interessant sein und der Anknüpfungspunkt für manches neue Wissen werden. Den höchsten Genuß vom Reisen und den größten Nutzen für seine Mitwelt wird aber derjenige erreichen, der neben der unerläßlichen allgemeinen Bildung ein gründliches specielles Wissen in irgend einem Fache besitzt und sich die Erforschung irgend eines beliebigen Special-Wissens zur Aufgabe stellt. Ein solcher ist beständig in seinem Berufe, und neben den Lasten der Arbeit werden sich auch alle die hohen Vorzüge derselben geltend machen. Mit der Spannkraft und der Frische des Geistes, welche allein eine mäßige Arbeit gewähren kann, wird man das von keinen Vorurtheilen umschleierte Auge zur Erholung auf Gebiete von allgemeinerem Interesse lenken; man wird dadurch einer gefährlichen Klippe entgehen,

— der allzugroßen Zersplitterung, welche in ihrem Endresultate eine Verflachung ist.

Ein Anderes ist es zu reisen, ein Anderes eine Reise zu beschreiben. Erst wer sich mit dem aufrichtigen Streben, wahr und zugleich ansprechend zu schreiben, in diesem Zweige der Literatur versucht hat, kann mit Berechtigung von den großen Schwierigkeiten sprechen, die ein ehrlicher Mann bei einer Reisebeschreibung zu überwinden hat. Ansprechend zu schreiben ist eine Gabe, und wer sie besitzt, findet die Kunst nicht schwer, aber wahr zu sein ist unendlich schwierig und jedenfalls viel schwieriger, als der Leser auf der Ottomane bei einer guten Cigarre sich irgend träumen läßt. Es erklärt sich daraus die große Verschiedenheit, ja oft der grelle Widerspruch, der zwischen den verschiedenen Werken verschiedener Reisenden stattfindet.

Man führe verschiedene Leute vor das Portrait eines Mannes, der ihnen Allen bekannt ist; ein fleißiger und talentvoller Künstler hat es ausgeführt. Der Eine findet es unübertrefflich ähnlich, ein Anderer nicht die Spur einer Aehnlichkeit, der Eine findet diese Partie, der Andere jene total falsch. Und doch ist es ein und dasselbe Bild, das Alle sehen, — die Verschiedenheit liegt also in unserem Auge, und jede Auffassung des Originals ist eine naturgemäß berech-

tigte. Gehen wir noch einen Schritt weiter. Findet nicht oft Jemand zwei Menschen einander zum Verwechseln ähnlich, während ein Anderer keine Spur davon entdecken kann? Hier haben wir es mit gar keinem Bilde, mit gar keiner Beschreibung zu thun, die Originale stehen vor uns, und die Verschiedenheit in der Bildung unseres Auges tritt klar zu Tage. Wenn man nun ein Portrait-Zeichner oder ein Reisebeschreiber ist, so genügt die kleinste divergirende Linie, die wir des „Ansprechenden" wegen in das Bild hineinzeichnen, um es für einen Dritten, der das Original zu sehen bekommt, unwahr und unähnlich zu machen.

Und doch ist der Drang, zu verschönern, nicht nur ein künstlerisches Privilegium, er ist vielmehr eine allgemein menschliche Eigenschaft, die abzuschütteln nicht allein schwierig, sondern von der es mir vielmehr zweifelhaft ist, ob er nicht seine gute Berechtigung habe.

Ich will offen gestehen, welche Erfahrungen für die Wahrhaftigkeit einer Reisebeschreibung ich persönlich gemacht habe. Wenn ich eine der Excursionen, welche in den nachfolgenden Blättern verzeichnet sind, zu beschreiben begann, so setzte ich mir die Wahrheit alles dessen, was ich schrieb, als erste und unumstößliche Bedingung; ich schrieb oft auf frischer That und

unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen; häufig, wie es auf Reisen nicht anders sein kann, wurde die Arbeit unterbrochen; sie blieb Wochen und bisweilen Monate lang liegen, ehe ich wieder Muße und ein ruhiges Plätzchen fand, sie zu vollenden. Wenn ich dann das Manuscript wieder durchlas, ward ich oft von einem wohlberechtigten Erstaunen ergriffen. Hatte ich das geschrieben? Es war ja vollständig falsch! Und doch konnte ich mich keiner einzelnen Thatsache erinnern, welche meine Ansicht corrigirt hätte; meine Auffassung der Sachlage war nur, da Zeit und Raum dazwischen lag, eine veränderte; ich hielt die letzte für richtiger, weil objektiver; aber welche Garantie habe ich dafür, daß dies stets der Fall war? Höchst lehrreich bleibt für dieses Verhältniß folgende Erzählung, die ich hier einfüge, weil sie durch ihre Analogie hierher gehört. Ein englischer Lord saß gefangen im Tower zu London wegen eines Staats-Verbrechens; er war ein gebildeter Mann und beschäftigte sich in seiner Gefangenschaft damit, eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Eines Tages sah er im Hofe des Tower von seinem Fenster aus die Hinrichtung eines anderen Großen mit an; er setzte sich sogleich nieder und schrieb einen getreuen und authentischen Bericht darüber. Am anderen Tage las er in öffentlichen Blättern den Vorgang durchaus anders erzählt;

er stellte die genauesten Erkundigungen an und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß der von ihm verfaßte Bericht wirklich wesentliche Unrichtigkeiten enthielt. Da warf der edle Lord seine gesammten Manuscripte in den lodernden Kamin und sagte: „Wenn schon Das, was ich selbst mit meinen eigenen Augen gesehen habe, in meiner Geschichte falsch dargestellt ist, welche Garantie habe ich dann für die Richtigkeit alles dessen, was ich nicht gesehen habe!“

Zum Glück für die Welt war nicht Jedermann so übertrieben gewissenhaft, als der edle Lord, denn wir hätten sonst keine Geschichte und das Leben anderer Völker würde uns gänzlich unbekannt geblieben sein. Das Publikum lernt mit der Zeit doch das Wahre vom Falschen unterscheiden, und die im Ganzen nüchterne und reflektirende Weltanschauung unserer Tage vermag sich aus der Masse des gegebenen Materials ein Bild zusammenzusetzen, welches der Wahrheit ziemlich nahe kommen wird. Es ist unmöglich von einem Schriftsteller zu verlangen, daß Alles, was er giebt, wahr sei; und als berechtigt bleibt einzig und allein der Anspruch an ihn stehen, nicht *wissentlich* Falsches zu geben.

Die abenteuerlichen Erzählungen früherer Reisenden, namentlich der Reisenden aus früheren Jahrhunderten sind überwunden; wir verlangen Standpunkte,

von denen aus sich eine klare Umschau gewinnen läßt; wir verlangen nicht zu wissen, wie der Chinese oder Siamese sich kleidet und wie er ißt, wir wollen erfahren, wie er denkt, wie er handelt, wir wünschen seinen socialen und staatlichen Organismus zu erkennen. Jene abenteuerlichen Erzählungen, wenn auch an sich verdammlich, hatten doch eine gewisse historische Berechtigung; sie entflammten die leichtgläubige Phantasie manches Jünglings und trieben Hunderte und Tausende über stürmische Meere hinaus nach fernen Ländern. So wurden ganze Welttheile der europäischen Civilisation erobert, ihre Arbeitskraft uns dienstbar gemacht. Jetzt ist die Zeit jener Erzählungen vorüber, die Phantasie ist genug genährt, wir leben im Zeitalter der Kritik.

Das vorliegende Buch tritt nicht mit der Prätension in die Welt, etwas Ganzes zu sein; es ist weder eine vollständige Beschreibung meiner Reise, noch ist das gesammte Material kritisch behandelt. Die einzelnen Abtheilungen desselben sind auch nicht in der Absicht geschrieben worden, ein Buch zu schreiben; es war vielmehr Absicht, sie zerstreut in Zeitschriften zu veröffentlichen. Ich hatte einen speciellen Beruf, die Landwirthschaft, und was mir von Zeit und Schreibelust übrig blieb, wurde stückweise verwendet, wie eben die Gelegenheit es darbot. — Was

kann es auch für Interesse darbieten, zu erfahren, an welchem Tage ein Schiff diesen oder jenen Hafen verließ, wie das Wetter war, woher der Wind kam u. s. w.

Allmählig war der Stoff gewachsen, und als ich nach meiner Rückkehr das Geschaffene überblickte und sichtete, fand ich, daß diese in Form und Inhalt oft so verschiedenen Skizzen sich immerhin zu einem Buche würden verbinden lassen, und ich hoffe, daß der Leser den Faden, der sie gemeinschaftlich verbindet, erkennen und verfolgen wird.

Berlin, November 1862.

Der Verfasser.

Japan.

Ankunft.

Nachdem uns bereits seit zwei Tagen die Ufer von Nipon bisweilen aus Nebel und Regen plötzlich in sehr unliebsamer Nähe entgegengetreten waren und uns noch gegen Abend des 13. September warnend das Wrack einer englischen Brigg gezeigt hatten, die halb zertrümmert am Strande festsaß, erwachten wir am 14. früh in hellem Sonnenglanze, einige steil und hoch aufsteigende Inseln im Rücken, zwischen denen uns in finsterer Nacht ein guter Genius glücklich hindurchgeführt hatte. Vor uns zog sich an Backbord ein leicht bergigen Landes hin, der Eingang in die Bai von Jeddo.

Wir hatten auf dem Schiffe gewiß treffliche Officiere, ausgerüstet mit allen denjenigen Kenntnissen und Instrumenten, welche Observationen, d. h. Zeit- und Ortsbestimmungen so sicher machen, als der heutige Stand der Wissenschaft es irgend gestattet, wir hatten

englische, holländische und amerikanische Karten an Bord; aber alles Observationsgeschick setzt Sonne, Mond und Sterne voraus und läßt uns hülflos, wenn Nebel und Wolken den Horizont verhüllen; dazu kam, daß die Karten, in sich differirend, sich bisweilen sämmtlich als ungenau erwiesen. Mit wie lebhafter Bewunderung gedachte ich unter diesen Umständen der alten kühnen abenteuerlichen Seefahrer vergangener Jahrhunderte, die mit navigatorischen Kenntnissen, über die wir heute lächeln, und selbstverständlich ohne Karten dennoch die Weltmeere durchsegelten und Erdtheile und tausende von Inseln entdeckten. Es müssen heldenmüthige oder daheim verzweifelnde Menschen gewesen sein!

Wir passirten gegen Mittag Cap Susaki, segelten etwa eine deutsche Meile von dem sonnigen Hügellande nordwärts auf, hatten bald darauf Cap Sagani zur Linken und befanden uns nun in der eigentlichen Bai von Jeddo. Ein frischer Wind trieb uns mit 10 bis 12 Knoten Fahrt aufwärts und wir sahen nun den ganzen Horizont mit Land umgürtet.

In der Richtung von Jeddo tauchten auch bald die Masten eines großen Schiffes vor uns auf, das fast mit Bestimmtheit als unser Flaggenschiff Arcona erkannt wurde; da das Wetter indessen wieder neblig wurde und eine vollkommene Gewißheit nicht zu er-

erreichen war, ohne dicht heran zu gehen, folgte der Capitain streng seiner Ordre und lief in den Binnenhafen von Kanagawa ein, wo gegen Abend der Anker von Sr. Majestät Schiff Thetis zum ersten Mal in japanischen Boden fiel. Eine halbe Stunde später war ein japanisches Boot längsseit und gleich darauf wurden am Fallreep die ersten japanischen Beamten empfangen. Das waren also die Menschen, denen wir par excellence civilisirten Bewohner der alten Welt Cultur und Gesittung bringen sollen. Aber gleich der erste Eindruck, den wir empfingen, der ganze habitus dieser Männer mochte den einen oder andern von uns doch nachsinnend machen. Der ganze Ausdruck des Gesichts ein solcher, wie ihn nur Gebildete tragen können, jede Bewegung ihres Körpers von feiner gesellschaftlicher Routine zeugend.

Sie brachten uns die Bestätigung, daß die Arcona vor Jeddo liege und der Gesandte mit seinem ganzen Personale ein ihm von der Regierung angewiesenes großes Hotel bezogen habe. Der hereinbrechende Abend vermehrte die Zahl der Gäste; ein zweites Boot legte sich längseits, und einige Officiere der Arcona, die bis hierherunter geschwärmt waren, brachten zwei deutsche Kaufleute mit, die sich hier in Yokuhama, dem neu eröffneten Hafen, niedergelassen hatten.

So saßen wir denn nach einer 33 tägigen Fahrt

von Singapore herauf zum erstenmale wieder ruhig und behaglich um die Tafel der Messe vereint. Man fühlte sich unwillkürlich dankbar gestimmt, wenn man die Erlebnisse der Arcona vernahm, die einen rasenden Typhoon mit Noth bestanden hatte, und dann war die Kühle des Abends nach so viel Tropentagen ein neues erquickliches Moment. Ein bitterer Tropfen war freilich in die Gläser gefallen, die vor uns standen. Unser reizender Schooner „Frauenlob", der vor dem Typhoon von der Arcona im Schlepptau geführt war, mußte, als der Orkan seinen Höhepunkt erreichte, seinem Schicksale überlassen werden, da die verbindende Trosse mitten durch gebrochen war. Man hatte ihn bald aus Sicht verloren, und da er gegenwärtig, nach zwölf Tagen, noch nicht eingetroffen war, begann die traurige Vermuthung, daß er sein Grab in den Wellen gefunden, an Consistenz zu gewinnen. Wer in der Marine hatte nicht einen Freund auf dem kleinen muthigen Schooner, der so geschickt von der Ostsee bis an die Küsten von Japan gesegelt und allen Stürmen des Caps und der riesenhohen See daselbst so männlichen Widerstand geleistet hatte. Vor Allen aber galt Klagen und Bedauern dem wackren Commandanten des Schiffs.*) Nie habe ich einen Marine-Offi-

*) Lieutenant zur See I. Classe Reetzke.

cier gekannt, dem von allen seinen Standesgenossen ohne Unterschied so neidlos zugestanden wurde, daß er vielleicht der tüchtigste unter allen unseren Officieren war; seemännisch gründlich gebildet, erfahren, umsichtig, energisch und ganz seinem Berufe ergeben; von allen seinen Kameraden eben so hoch als Mensch geachtet, wie als Kamerad ohne Ausnahme geliebt; seit kaum mehr als einem Jahre verheirathet, — was sank mit diesem einen Manne Alles in's frühe Grab! Wie viel Liebe, wie viel Hoffnung.

Ein frischer Nordwind wehte und die Luft war fast empfindlich kühl; man hatte das sichere Gefühl, dem Schweiß der Tropen für einige Zeit entronnen zu sein. Am frühen Morgen des 14. September erweckte mich der Klang der Trommel und Pfeife, die in ihrer eigenthümlich aufregenden Marsch-Melodie den Rundschritt der Matrosen an der Ankerspille regelten und befeuerten. Als ich an Deck kam, war die Fregatte bereits unter Segel und der Cours nach Jeddo abgesetzt. Bei frischer Briese lagen wir gegen Mittag neben der Arcona auf der Rhede von Jeddo vor Anker.

Rund um uns zogen sich also die Ufer des Wunderlandes Japan; vor uns in großem Halbkreise eine meilenlange Kette von Häusergruppen, untermischt mit großen Baumgruppen, — das vielbefabelte Jeddo.

Zwischen dem Ufer und uns lagen einige kleine Japanische Kriegsdampfer und Dschunken, die ganze Bai aber, so weit das Auge nur reichte, war bedeckt mit Fischerbooten, die vor gebauschten lateinischen Segeln schnell und graciös über den leicht bewegten Wasserspiegel dahinschossen. Dies war fast das einzige Anzeichen, daß wir uns wirklich in der Nähe einer großen und volkreichen Stadt befinden mußten.

Niemals hatte ich bis jetzt die architektonische und und landschaftliche Bedeutung des Thurmes so lebhaft empfunden, als an diesem Tage, da ich ihn entbehrte. Vorwitzig und unberechtigt aufschießende Größe erregt in uns Opposition und Widerwillen; aber eben so treibt uns ein dunkles Gefühl zu dem Wunsche, das wirklich und berechtigt Große auch äußerlich zur Erscheinung kommen zu sehen.

Jeddo liegt vor uns wie ein Conglomerat von Dörfern und bildet den graden Gegensatz zu London, das wie ein Conglomerat von Städten erscheint. Wenn nicht diese einzelnen Wald-, Berg- und Park-Partieen dem Auge Ruhepunkte darböten, würde es auf diesem endlosen Häusermeere ermüden.

Ueberall, die ganze Küste entlang ziehen sich Hügelketten, die sich netzartig tief in's Land hinein zu erstrecken scheinen. Diese Hügel sind durchweg bewaltet und oft ragen Gruppen von Kiefern-Patriarchen

ehrwürdig über das niedrige Gehölz und Buschwerk empor, nicht blos ehrwürdig, sondern für uns Norddeutsche auch ein gewisses Gefühl der Heimathlichkeit erweckend.

Im Hintergrunde gegen Westen tritt, als der Tag sich schon seinem Ende zuneigt, die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Fusi-jama, des heiligen Berges, hervor. Ein schmaler Silberstreifen umgürtet die abgestumpfte Spitze des fast vollendeten Kegels. Der Fusi-jama macht nicht den kolossalen Eindruck, den der Pic de Teyde auf Teneriffa hervorruft, obgleich beide fast die gleiche Höhe von 13—14000 Fuß haben. Aber der Pic von Teneriffa hat eine kleine Insel zum Piedestal und der Beschauer steht fast dicht an seinem Fuße; der Fusi-jama liegt tiefer in's Land und zahlreiche Vorberge verhüllen seinen Fuß; er ist zierlicher, schlanker als der Pic und gab später im November und December ein prachtvolles Bild, wenn er in silberglänzenden Schnee bis zum Sockel bekleidet plötzlich aus Nebel und Wolken hervortrat.

Die Sonne sinkt, die Segel der schlanken Fischerboote sind sämmtlich uferwärts gerichtet, ich habe mein Bild fixirt und schließe damit.

Was ich über Japan ferner geben kann, will ich nicht in der gewohnten erzählenden Weise der Reisebeschreibungen mittheilen. Es ist bequem und in

manchen Fällen allerdings belohnend, Alles zu erzählen, „wie es sich eben zugetragen hat." Nun giebt es Menschen, welche das Talent haben, überall sofort etwas zu erleben; erleben sie nichts, so haben sie das zweite Talent in Reserve, das Unbedeutendste zu einem Erlebniß umzugestalten.

Mir fehlen beide Talente, die zu einer solchen Reisebeschreibung nothwendig sind. In meinem Geiste spiegelt die Welt sich nüchterner ab. Aber der Drang nach Positivem, nach Wahrheit ist in Japan schwerer zu befriedigen, als irgend wo anders. Der Mangel an Sprachkenntniß und an Dolmetschern, der verschlossene, zur Täuschung geneigte Charakter des Volkes erschweren jedes gründliche, systematische und zusammenhängende Eindringen. Es sind nur Fragmente von Wissen, die man erobern kann, und darum können es ehrlicherweise nur Fragmente sein, die man bietet.

Diese Betrachtung hat mich bewogen, für Japan die tagebuchartig erzählende Form aufzugeben und in kleinen zusammenhangslosen Abschnitten die Resultate der verschiedenen Griffe in diese oder jene Sphäre des Lebens fragmentarisch aufzuzeichnen und mitzutheilen.

Zur Charakteristik Japans.

Ich bin der Meinung, daß es ohne praktische Sprachkenntnisse unmöglich ist, über ein fernes Land ein größeres Werk mit dem Anspruche auf Glaubwürdigkeit zu schreiben. Ueber Japan sind daher bis jetzt auch nur zwei Werke erschienen, die ich als berechtigt anerkenne. Kämpfer vor 200 Jahren und Thunberg vor 100 Jahren waren durch mehrjährigen Aufenthalt und durch Reisen quer durch das ganze Land in jeder Beziehung dazu befähigt. Was in der Fluth von Werken, die seit 10 Jahren über Japan erschienen sind, glaubwürdig und werthvoll ist, ist einfach aus Kämpfer und Thunberg abgeschrieben; alle diese Werke sind in dem Grade werthvoll, als sie viel abgeschrieben haben, und es wäre vielleicht noch heute das Beste und Redlichste, was man thun könnte, einen einfachen neuen Abdruck Kämpfers zu veranstalten.

Ein fast fünfmonatlicher Aufenthalt in Japan hat mich nicht so weit gefördert, daß ich die von jenen Schriftstellern angeführten Thatsachen bestätigen, modificiren oder verwerfen könnte. Ich habe mich daher darauf beschränkt, aus Thatsachen, die wirklich unzweifelhaft, und aus Verhältnissen, die mir glaubwürdig erschienen sind, Abstractionen zu bilden, die ich in den nachfolgenden Blättern fixirt habe. Anders muß sich im Kopfe eines beobachtenden Reisenden ein und dieselbe Welt heute abspiegeln als vor 200 Jahren. Hierin liegt meine Berechtigung, und weiter geht mein Anspruch nicht.

Der Charakter des Landes ist eigenthümlich, und es ist schwer, ihn zu bestimmen. Keines der tausend und abertausend Landschaftsbilder, welche unsere Wände zieren, trifft diesen Charakter auch nur annähernd, gleichviel ob sie der Wirklichkeit entnommen oder der Phantasie entsprossen sind. Es ist nicht die großartige, überwältigende Schönheit der Alpenwelt, nicht der schroffe, felsig zerklüftete Charakter der norwegischen Gebirge oder der Abruzzen; es ist auch nicht entfernt einer englischen oder schottischen Hügellandschaft ähnlich mit ihren grünen Wiesen und sanften

Abhängen, und es ist nichts darin von dem romantischen Zauber einer Rheinlandschaft. Berg und Thal wechseln ununterbrochen ab; aber ein Berg sieht aus wie der andere, ein Thal wie das andere; sie liegen unvermittelt nebeneinander; es fehlen die saftig grünen Wiesen, es fehlen die sanften Abhänge, die weidenden Heerden, es fehlen die malerisch gelegenen Dörfer mit schlanken Thürmen, es fehlen die Singvögel in den Bäumen, es fehlt der Duft in den Blumen. Was bleibt, ist immerhin schön genug; es dauert daher eine geraume Zeit, ehe man überhaupt bemerkt, daß etwas fehlt; und wenn man es bemerkt hat, sucht man lange vergebens, ehe man findet, worin es besteht.

Es ist gewiß ein eigenthümlicher Zusammenhang zwischen dem Charakter eines Landes und der geistigen Gestaltung des dazu gehörigen Volkes. Wir sind noch nicht so weit und werden vielleicht niemals so weit kommen, feste physiologisch begründete Regeln dafür aufzustellen; aber wenn die Naturwissenschaft im Bunde mit der Erfahrung der Landwirthe längst festgestellt hat, daß klimatische und Boden-Verhältnisse modificirend auf den Charakter, ja auf den Organismus ganzer Thier- und Pflanzengeschlechter einwirken, und daß durch Verpflanzung neue Varietäten und Species entstehen, so kann auch eine wissenschaftliche Begründung des angedeuteten Zusammenhanges beim Men-

schen nicht fern liegen. Ist aber überhaupt System in diesem Verhältnisse, so sind wir ebenso sehr berechtigt, Schlüsse als Rückschlüsse zu machen.

Der Charakter des Volks ist im Ganzen nüchtern, speculativ grübelnd, aber stets zu Eruptionen geneigt, wie die vulkanische Erde, auf der es wandelt. Die Japaner sind keine Künstler; sie haben keine Poesie, keine Musik, keine Malerei, keine Bildhauerkunst, keine Architektur; sie haben nur Künsteleien und Kunststücke. Es ist bezeichnend, daß der Flora der Duft fehlt; — so fehlt auch der Duft der Poesie dem Geiste des Volkes, dem Charakter der Landschaft. Ein Volk, in dessen Phantasie wenn auch als Strafe, so doch als ehrenvollste Strafe das Bauchaufschlitzen lebt, kann kein poetisches Volk sein. Ich gestehe zwar zu, das auch der Bauch seinen Antheil an der künstlerischen Begabung des Menschen hat, aber wir finden es doch traurig, wenn er das einzige Fundament derselben ist. Sitzt doch selbst die Liebe, die bei uns als der schönste und zarteste Kern vergeistigter Poesie zur Erscheinung kommt, beim Japaner nur im Ganglien-System. Sie bauen der Venus Altäre, mehr vielleicht als ein anderes Volk der Erde; aber es ist nicht die reizvolle griechische Venus Amathusia, welche die Grazien im Gefolge hat und sich, als sie einst aus dem Schaume des Meeres an Cyperns Küsten trat, anmuthig scham-

haft hinter einem Myrthenbusche verbarg. Die japanische Venus glaubte den Myrthenbusch entbehren zu können, und so trat sie in reizloser Nacktheit unter das Volk. Und so blieb sie bis auf den heutigen Tag. Nicht, daß sie irgend wie zu vergleichen wäre mit der Venus vulgivaga der alten Welt, — das nicht; ihre Nacktheit ist nicht schamlos, sie ist nur naiv; in keinem Falle aber ist sie poetisch.

So fehlt überall der ganzen japanischen Welt der Duft, der Hauch der Poesie, der Glanz des verklärenden Geistes. Wie in der Landschaft Berg und Thal unvermittelt neben einander liegen, so scheinen beim Menschen die Thätigkeiten des Cerebral- und des Ganglien-Systems schärfer gesondert zu sein, als bei irgend einem anderen Volke. Jetzt sind sie nüchterne Denker, schlaue Rechner, thätige Arbeiter, — im nächsten Augenblicke ganz Begierde, ganz Eros, ganz Epikur. Wie die Kunst nichts gethan hat, die Landschaft zu verschönern und die Lücken wieder auszugleichen, die der rauhe Kampf um die Nothdurft des Lebens in das einst vielleicht vollkommene Landschaftsbild gerissen hat, so sehen wir auch im Geiste dieser Menschen selbst Einzelnes hoch cultivirt und wohlgepflegt, daneben finstere, niemals von einem Strahl der belebenden Sonne erwärmte Urwald-Partieen, Cultur und Uncultur seltsam parallel neben einander

laufend. Es ist das der Fluch der geistigen Blutschande, zu der dieses isolirte Volk so lange verdammt war. Wir wissen es längst, welche nachtheiligen Folgen es hat, wenn ein Geschlecht sich in sich selbst fortzeugt; das gilt auch geistig. Kann es Wunder nehmen, wenn ein von allem befruchtenden Verkehr mit der anderen Welt abgeschlossenes Volk geistig verzwergt und verkrüppelt? Und zwar so sehr, daß der Zwerg und der Krüppel ihm zu Idealen geworden sind? denn nicht der naturgemäß entwickelte Baum, der aus dem reichen Boden so üppig stolz emporwächst, ist ihm Typus der Baumschönheit; er verpflanzt ihn jung in seinen Garten, schneidet und schnitzelt daran und unterbindet dauernd die Hauptlebensadern, bis er einen Zwerg und Krüppel daraus geschaffen hat; das ist für ihn Veredelung, und da der Mensch für allen Adel und für alle Schönheit sich selbst als Maßstab und Muster setzt, so giebt dies wohl einen Rückschluß. Mit Erstaunen zieht der Reiter den Zügel seines Pferdes an, wenn er zum erstenmal über eine Camelienhecke auf solch eine Zwergplantage hinunterschaut. Das Zierliche überrascht und reißt zur Bewunderung hin. Ist aber das Erstaunen überwunden und der Anblick ein gewohnter geworden, so erwacht die Kritik, und als ich den Zusammenhang und das Verhältniß zwischen diesen Gärten und der ganzen Landschaft in's

Auge faßte, erhielt ich etwa den Eindruck, den man empfinden müßte, wenn Jemand eine leergebliebene Ecke in einem Rafael'schen Madonnenbilde dazu benutzt hätte, um ein holländisches Genrestückchen hinein zu malen.

Ein eigener Geist der Ruhe liegt über der Landschaft; aber es ist nicht ruhendes Leben, es ist verlöschtes oder noch nicht erwachtes; jedenfalls hält ein dunkler Zauber es gefangen. Kein Schornstein sendet in Wolkenringen den blauen Rauch vom heimischen offenen Herde aufwärts; das Feuer lodert hier nicht, es glüht nur in der Form von Kohle in geschlossenem Käfig. Keine hohe Schmiedeesse treibt den Dampfhammer oder das Mühlrad, kein Eisenbahnzug braust über die Ebene dahin, kein Feuerschiff den Strom entlang. Nur ein hochbeladenes Saumpferd steigt den Bergpfad dort herab und sucht den schmalen Steg durch die sumpfigen Reisfelder. Aus dieser Landschaft spricht zu uns nicht der schöne Frieden einer einst bewegten und durch bessere Erkenntniß, durch höhere Bildung zur Ruhe gekommenen Seele; das wenige Leben darin hat bleierne Fittige, es senkt sich schwer zum Thale herab und wird zum Sumpf, — es ist Apathie.

Eine eigene Ruhe liegt auch über dem Geiste der Menschen. Die Parallele ist vollständig.

Du kehrst heim von einem Spaziergange über die stummen Berge, durch die duftlosen Thäler und wandelst durch die Straßen der Stadt. Nichts von dem Geräusch und Lärm der alten Welt. Keine Karossen, die über das Steinpflaster dahindonnern, keine tobende Menschenmenge, keine Tanzmusik, keine Prügelei, nicht einmal ein zorniges Wort dringt zu deinem Ohr. In den offenen Läden, halb auf der Straße, hocken Gruppen um die nie fehlenden Kohlenbecken; sie rauchen oder sie schreiben in ihren Büchern. Wo sie den Fremden gewohnt sind, blinzeln sie nur herüber und fahren schweigend in ihrer Beschäftigung fort. Nirgends etwas von dem wüsten Lärm, der bei uns als der unzertrennliche Gefährte einer hochgeschraubten Cultur erscheint. Selbst die Kinder sind hier schon gesittet; unser „Straßenjunge" ist ein in Japan fehlender Begriff.

Wer wollte ernstlich einen Einwand erheben gegen diese Gleichmäßigkeit der Gesittung! Indessen — das Ideale ist zwar göttlich, aber eben darum ist es nicht ganz menschlich. Unsere Phantasie erschafft Engel und Feen; aber wenn sie Fleisch und Blut würden und es vergönnt wäre, in ihre Gesellschaft einzutreten, so glaube ich, daß wir uns in kürzester Frist langweilen würden. In dieser Stille und ununterbrochenen glatten Gesittung liegt etwas Eigenthümliches,

Unerklärliches und darum fast Unheimliches, und ich gestehe offen, daß ich, als ich eines Tages in Jokuhama einem Trupp amerikanischer Matrosen begegnete, die an Land beurlaubt waren, ein aufrichtiges Behagen an dem ersten kräftigen Fluche empfand, der zu meinem Ohre drang; ja ich konnte mit Vergnügen stehen bleiben und zusehen, wie zwei Betrunkene sich boxten. Es war doch Lebensäußerung, Muskelanspannung.

Apathie in der Landschaft, Apathie im ganzen socialen Organismus. Es geschieht nichts. Die Geschichte Japans ist eine dürre Haide, nur unterbrochen durch vulkanische Eruptionen, durch Revolutionen, bei denen es sich um einen gleichgültigen Personenwechsel handelt. Kein stetig fortbrausender Dampfzug geistigen Fortschritts, keine industrielle Vervollkommnung, keine aufregende oder auch nur anregende Tagespresse. Es geschieht nichts und wird nichts. Das früher Gewordene vegetirt in festen und unveränderlichen Formen. Ich bin überzeugt, daß in Japan seit Jahrtausenden keine neue Pflanzen- oder Thier-Varietät entstanden ist. Dieselbe Erziehung, derselbe Gedankengang, derselbe eng begrenzte Kreis von Rechten und Pflichten vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Es muß schwer sein für die Japaner, einen neuen Roman mit einer neuen Verwickelung zu schaffen; ein Zeitungs-

schreiber, der auf die Ereignisse des Inlandes angewiesen wäre, müßte Hungers sterben. Es fehlt das rasch pulsirende Leben Europa's im Staat, in der Gemeinde, in der Familie; es fehlt überall. Die Japaner sind wie Kinder, von einem tyrannischen Vater artig und sittsam erzogen, sie stehlen nicht, sie naschen nicht, sie beschmutzen ihre Kleider nicht, sie wagen niemals eine Bitte, sind stets zufrieden mit dem, was sie erhalten, und geben Fremden artig die Hand; sie sind dem Anschein nach durchaus wohlerzogene Kinder. Sie können kaum etwas Böses thun, denn sie sind stets sorgsam überwacht, und wohin sie immer blicken, fällt ihr Auge auf eine Gesetzestafel, welche unabänderlich Tod verkündet. Darum ziehen sie es vor, sich um ihre Kohlenbecken zu setzen, aus kleinen Pfeifen mit Köpfchen so groß wie Kinderfingerhütchen Tabak zu rauchen, aus kleinen Täßchen Thee zu trinken, in kleinen Büchern ihre Buchstaben zu malen und glücklich und zufrieden auszusehen. Ich vermuthe, daß die Japaner die Eintheilung in gute und böse Menschen durchaus nicht so allgemein machen, wie wir; es fehlt die Gelegenheit, Gutes wie Böses zu thun, — es fehlt der freie Wille. Jeder thut ohne Murren entschieden das, was er muß, aber eben so entschieden nur das. Die Tyrannen der alten Welt, so viele deren auch die Geschichte aller Zeiten und aller Länder

aufweisen mag, sind elende Pfuscher im Vergleich zu der Regierungsweisheit japanischer Despoten. Dort erscheint Alles Willkür, Egoismus und Laune. Das Schwert wüthet; das Volk klagt und seufzt oder es flucht und rebellirt; alle Leidenschaften sind entfesselt. Hier erscheint Alles Gesetz; der oberste Wille documentirt sich nicht in persönlichen Launen des Herrschers, er kommt vielmehr in Gesetzen zur Erscheinung, welche zwar alle das Princip des Alleinherrschens festhalten, aber zugleich ausnahmslos das bezwecken, was der Herrscher für das Beste des Volkes hält. Er kann darin irren und irrt darin; das ganze Princip ist ein Irrthum; aber dieser Irrthum ist mit einer Weisheit durchgeführt, die Staunen erregt. Welches auch der eigentliche Effect desselben sein mag, — und ich werde ihn später eingehend zergliedern — so viel ist Thatsache, daß der augenscheinliche oder, präciser ausgedrückt, der scheinbare Effect der eines glücklichen und zufriedenen Volkes ist. So groß ist die Weisheit, mit der hier das System einer despotischen Regierung realisirt ist, daß Niemand zum Bewußtsein desselben gelangt. Die religiöse Unfehlbarkeit, welche bei uns der Papst besitzt, ist Kinderspiel gegen die politische Unfehlbarkeit des japanischen Kaisers. Niemals wird es einem Japaner selbst bei der verkehrtesten und verletzendsten Maßregel einfallen, die schlimmen

Folgen derselben der Regierung aufzubürden. Sie werden eher die Sterne oder die unterirdischen Feuer oder die fremden Eindringlinge dafür verantwortlich machen, als den Kaiser oder seine Beamten.

Es ist in der That auf der einen Seite auch wirklich Gutes geschaffen worden, und von allem Guten vielleicht das Beste für ein Volk — Brod. Die Hauptkraft des Landes liegt im Ackerbau, der reichlich Nahrung für das ganze Volk producirt. Die japanischen Despoten haben das panem et circenses besser begriffen und energischer durchgeführt als irgend einer der unsrigen. Diese pflegten, um die Citrone, die an einem Baume glänzte, auszupressen, den ganzen Baum niederzuschlagen; jene cultiviren und pflegen ihn auf das Sorgfältigste, damit er mehr Citronen trägt. Während die unsrigen confiscirten, brandschatzten, enorme Steuern auferlegten und eintrieben, unbekümmert, ob sie die ganze Steuerkraft der Nation damit vernichteten, ist die Aussaugung in Japan eine zusammenhängende, Jeden gleich treffende, und nicht aus der Laune oder Habsucht eines Herrschers entsprungen, sie ist vielmehr ein wohlüberlegtes und in gesetzliche Formen gebrachtes politisches System. Der Alleinherrscher duldet nicht, daß Jemand in seinem Lande reich ist, und wenn er es nicht hindern kann, so trifft er solche Maßregeln, daß der Reiche von seinem Gelde keinen

andern Nutzen, als den eines imaginären Besitzgefühls hat. Er ist z. B. ein großer Seidenhändler und gebietet über Millionen; neben ihm wohnt ein kleiner Krämer; Beide sind Kaufleute und gehören in dieselbe sociale Rangstufe; der Reiche darf sich nicht anders kleiden als sein armer Nachbar; er darf ebensowenig Equipage halten oder reiten und hat vom Leben nichts mehr als dieser. Die Ungleichmäßigkeit des Besitzes ist in Japan mindestens ebenso groß, als irgendwo anders; nirgends aber vielleicht auf der ganzen bewohnten Erde besteht neben dieser Ungleichmäßigkeit eine solche Gleichmäßigkeit des Lebensgenusses. Fische, Reis, Bohnen und Rüben hat der Aermste täglich auf seiner Tafel, und der Reiche hat nicht mehr. Jeder hat satt zu essen, denn die Lebensmittel sind reichlich vorhanden und über allen Begriff billig. Jeder kann sein Wissen bereichern, denn er hat Zeit; da er sein Leben leicht und billig fristen kann, so ist ihm das traurige Loos erspart, wie ein Lastthier Jahr aus, Jahr ein vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen zu arbeiten; nun glaube ich, daß es in Japan keinen Menschen giebt (Mann oder Weib), der nicht lesen könnte, — und für wenige Kupfermünzen kauft er fast jedes Buch. Jeder kann seine Leidenschaft für das schöne Geschlecht befriedigen, denn Mädchen sind noch billiger als Bücher, und der

Staat begünstigt dieses Vergnügen. Auch die Kleidung ist einfach und wenig kostspielig, besonders die Kleidung des Arbeiters (auf dem Lande wie in den Städten, denn er begnügt sich fast mit der Tracht des Paradieses. So stehen jedem Japaner, dem Höchsten wie dem Niedrigsten, dem Reichsten wie dem Aermsten, gleichmäßig zu Gebote: Brod, Kleidung, Wissen und Liebe.

Wenn alle Despoten so viel gethan hätten, so würde auch bei uns vielleicht kein Fluch an ihrem Namen kleben; aber ich bin den Despoten der alten Welt doch dankbar, daß sie eben solche Despoten waren, als sie waren. Ohne das wären auch wir vielleicht geblieben, was die Japaner sind.

Man nennt sie ein glückliches Volk.

Um darüber in's Reine zu kommen, muß man den Begriff „Volk" specialisiren. Nirgends, selbst in den vollendetsten Republiken des Alterthums, war „Volk" jemals ein einheitlicher Begriff. Wo das Gesetz nicht verschiedene Rangklassen der Gesellschaft erschaffen hatte, oder sie anerkannte, that es die Sitte und die Macht der Verhältnisse. Solche verschiedene Rangklassen giebt es selbstverständlich auch in Japan; aber da giebt es nichts von Ueberhebung, nichts von brutalen Launen eines Großen gegen Geringere, sondern es ist auch hier in dem gegenseitigen Verhältniß

der Rangklassen zu einander Alles auf das Genaueste durch Gesetze geregelt; die Kreise, in denen sich Jeder zu bewegen hat, sind auf das Schärfste vorgezeichnet.

Eines ist überraschend und zum zweiten Male vielleicht nicht vorhanden in der Welt: Geld schafft keinen Rang. Geld geht gleichmäßig neben und durch alle Rangklassen hin, ohne die Stellung des Inhabers zu verändern. Der Kaufmann Millionär neigt sein Haupt zur Erde vor dem ärmsten Schwertträger. Geld schafft kein Vorrecht. Der Reichste wird gerichtet wie der Aermste. — Geld besticht nicht. Was nützte auch dem Richter das Geld? Er darf es nicht sehen lassen, denn seine Verhältnisse sind genau bekannt und das überall lauernde Auge der Spione wacht über ihn; sein Kopf oder vielmehr sein Bauch ist immer verantwortlich. Unter allen Eindrücken, die ich je in fremden Ländern erhalten habe, war mir dieser der wunderbarste, und nichts steht mit den Institutionen der alten Welt in so blendendem Widerspruche als dies Verhältniß.

Die alten Schriftsteller über Japan (Kämpfer und Thunberg) und demgemäß alle neueren Abschreiber derselben schildern die Bewohner des Landes als über alle Beschreibung genügsam und bedürfnißlos, — also glücklich. Ich für mein Theil kann nur den Schein der Thatsache und darum das Entschuldbare des

Irrthums zugestehen, halte sie aber für unwahr und wenigstens für werthlos. Denn strenge Luxusgesetze regeln den Kreis der Bedürfnisse jedes Einzelnen, gemäß seinem Stande, und es ist keine Kunst, zufrieden zu scheinen, wenn man mit Sicherheit weiß, daß man mehr niemals erwarten darf, und jede Aeußerung der Unzufriedenheit mit dem Tode bestraft wird. In keinem Falle ist Tugend in dieser Zufriedenheit, und gegen die Gesellschaft muß sie sogar als Verbrechen bezeichnet werden; denn was die Welt vorwärts bewegt, das ist die Unzufriedenheit. Die japanische Zufriedenheit ist nur Stumpfheit, — wenn man nicht das Schlimmere annehmen will — Heuchelei. Ist es denkbar, daß der Kaufmann glücklich ist, dem zwar die Gelegenheit offen steht, durch Speculationen oder durch sorgsamen Betrieb seines Geschäftes sein Capital zu vergrößern, aber mit dem sicheren Bewußtsein, daß mit dem wachsenden Capitale sein Anrecht auf den Genuß desselben nicht mit fortwächst, daß sein Reichthum weder ihm noch seinen Kindern von irgend welchem nennenswerthen Nutzen werden kann? Er gehorcht freilich den Gesetzen der Natur, die doch schließlich mächtiger sind, als alle Gesetze von Despoten; er strebt unwillkürlich nach Reichthum, — aber glücklich kann er schwerlich sein.

Es bleiben somit als bestimmende Momente für

die sociale Rangabstufung nur Geburt und Beschäftigung übrig. Der adlige Grundbesitzer mit verschiedenen Rangabstufungen in sich selbst; der Beamte und Soldat, der Priester, der Kaufmann, der Ackerbauer und der Tagelöhner. Diese verschiedenen Rangstufen sind kastenartig von einander geschieden, wie bei allen asiatischen Völkern, aber es scheint, als ob die Grenzlinien zwischen denselben nicht so schroff und unübersteiglich sind, als dies bisher vermuthet wurde, und als dies in der indischen Brahminenwelt der Fall ist. Nimmt man nun die eine große Triebfeder, das materielle Interesse, das Streben nach vermehrtem Besitz aus dem gesellschaftlichen Organismus heraus, so bleibt nur noch ein denkbares Agens — der Ehrgeiz, und dieser thut, wie ich glaube, seine Schuldigkeit. Irgendwo muß der Egoismus des Menschen sich Bahn brechen, irgendwo muß seine natürliche Liebe zum Kampf, zum Wettstreit, zum Fortschritt sich Luft machen. Aber auch hier fehlt dem Japaner die Tugend, die Poesie des Wettstreits, es fehlt ihm jener große moralische Grundbegriff, der so tiefgreifend und charakteristisch durch die ganze christlich-germanische Welt geht, und den wir mit Ehrlichkeit (gentlemanliness) bezeichnen. Er schrickt vor keiner Lebensbeschäftigung zurück, die wir für ehrlos halten, und der „Spion" ist ein nothwendiges Attribut seiner Carriere. Wie

er selbst von Spionen bewacht wird, muß er seinerseits wieder der Spion von Anderen sein. Der japanische Beamte wandelt ununterbrochen mit verbundenen Augen auf einem schwankenden Seile; ein unerwarteter Luftzug stürzt ihn hinab. Er erwirbt Nichts für seine alten Tage, denn seine Besoldung ist so berechnet, daß sie gerade für seinen Unterhalt ausreicht; mit dem Steigen des Ranges und dem Steigen des Gehaltes wächst auch in vorgeschriebenen Normen die Summe seiner Ausgaben. Er ist nirgends der freidenkende und freischaffende Mensch, als welchen sich doch bisweilen und innerhalb gewisser Grenzen der Beamte der alten Welt betrachten darf; er ist nur Maschine; ein Druck der Hand, ein Wort seines Spions zertrümmert die Maschine. Es muß ein mächtiger Stachel sein, dieser Ehrgeiz, der Männer auf so schlüpfrige Bahn zu treiben vermag. Aber können sie glücklich darauf sein?

Man ist gewohnt, mit gewissem Neide auf die Großen des Landes, als auf die Glücklichen par excellence zu sehen. Die Großen dieses Landes waren einst sämmtlich unabhängige Fürsten, die nur das geistliche Oberhaupt anerkannten. Der einzig sichtbare, principienmäßig und logisch durchgeführte Gedanke, der sich durch die Geschichte Japans verfolgen läßt, ist die Entstehung und das Wachsthum

einer weltlichen Macht, welche dem Mikado (Papst) den Schein einer religiösen Macht überlassen, sich selbst aber emancipirt, und alle einzelnen souveränen Gewalten im Lande in eine einzige concentrirt hat. Es ist gleichzeitig die Trennung des Staats von der Kirche und der Uebergang aus dem alten Reichsfeudalsysteme in die reine und unumschränkte Monarchie. Die Großen des Landes haben also ihre Souveränetät allmälig eingebüßt; sie sind allmälig stolze Vasallen und zuletzt gehorsame Unterthanen geworden; man ließ ihnen den Fürstenmantel, aber alle ihre scheinbaren Vorrechte sind durch die schlaueste Staatskunst in Waffen gegen sie selbst verwandelt. In diesem Kampfe, der sich durch 4—5 Jahrhunderte hinzieht und noch nicht ganz beendigt ist, haben die Großen den Kürzeren gezogen; mit sehnsüchtigem Blick schauen sie rückwärts; traumhaft schwanken vor ihrer Phantasie die Tage ihrer dahingeschwundenen Größe; vorne beugen sie Kniee und Haupt demüthig sklavisch zur Erde, aber ihre Hände sind hinterrücks geschäftig, geheimnißvolle Fäden zu spinnen, den versunkenen Schatz wieder zum Tageslicht heraufzuheben. Statt den Blick muthig und männlich nach vorne zu richten und mitten im Neuen sich Neues zu schaffen, versplittern und verschwenden sie bei dem Versuche, hinter sich zu graben, nutzlos ihre besten Kräfte. Es ist

einmal der Lauf der Welt, und „thöricht, auf Besserung der Thoren zu harren!“ Aber glücklich können sie nicht sein. Ihrer Vorrechte beraubt, den größten Theil des Lebens von ihren Familien getrennt, die mit dem Schein der Höflichkeit und Gastfreundschaft als Geißeln am Hofe zu Jeddo zurückgehalten werden, persönlich verantwortlich für Alles, was innerhalb ihrer Ländereien oder ihrer Regierungsbezirke geschieht, gezwungen, ihre Einkünfte durch einen unfruchtbaren und genußlosen Luxus dahin zu geben; eingeschlossen in ihren Palästen; ohne Umgang, der allzugefährlich ist; zu hoch gestellt, um auf der Straße oder an öffentlichen Orten gesehn zu werden, — bleibt ihnen nichts, als das entnervende Vergnügen eines Sardanapal. Arme Scheinbilder des Reichthums und der Macht! Und sie sollten glücklich sein?

Nun, wenn also Niemand glücklich ist, als möglicher Weise der große Haufe, das Volk im engeren Sinne, das hier wie überall nur vegetirt, nicht lebt, dessen einziges Bedürfniß die Stillung des Hungers und des Durstes ist, — so berechtigt das noch nicht, von dem Glücke der Nation zu sprechen. Aber selbst dieser große Haufe! Neben den wenigen Bedingungen seines Glücks, wie viel Keime des Leidens und der Unzufriedenheit. Der gemeine Mann, fast immer gebannt an die niedere Sphäre, in der er geboren,

stets bewacht von Spionen, die in das Innere seines Hauses, in den Schooß seiner Familie einzudringen wissen, — wem darf er vertrauen, mit wem darf er klagen oder hoffen? Vielleicht ist der eigene Sohn, der ihm schweigend mit niedergeschlagenen Augen zuhört, sein Spion, sein Verräther, — nicht aus Schlechtigkeit des Herzens, sondern aus abgöttischem und fanatischem Gehorsam gegen die stärkere Gewalt des Staats. Noch mehr als das; man ist auch verantwortlich für das, was Andere thun. Für das Verbrechen, welches in einer Straße verübt wird, sind sämmtliche Bewohner derselben verantwortlich, und so ist Jeder, wenn nicht Spion aus Beruf und Pflicht, so doch aus Interesse. Fast die einzige gemeinsame Strafe für alle Vergehen ist der Tod; wer mehr als eines halben Thalers Werth stiehlt, ist dem Strange verfallen.

Ueber die Wirkungen einer solchen drakonischen Gesetzgebung ist vielfach geschrieben und gestritten worden. Ich muß gestehen, daß ich früher eine reale Durchführung derselben für ein Phantasiestück gehalten habe; doch habe ich mich in Japan vom Gegentheile überzeugt; sie ist hier in der That bis in's kleinste Detail hinein ausgearbeitet und eine bewunderenswürdige Wahrheit; wenn sie Verbrechen nicht absolut verhüten kann, so macht sie dieselben doch augen=

scheinlich selten, — der Diebstahl ist fast unbekannt. Ich habe mich von der Möglichkeit des Systems überzeugt, aber zugleich haben sich meine Ideen über die Verwerflichkeit desselben durch ein praktisches Beispiel und durch den Augenschein befestigt, so sehr auch Anfangs die erzielte Sicherheit des Eigenthums mein Auge bestechen mochte. Ich glaube, daß sich das System weder aus materiell staatswirthschaftlichen, noch aus rein menschlichen, moralischen Rücksichten empfiehlt. Die Anstalten, welche der Staat treffen muß, um das Verbrechen zu verhüten, sind weit großartiger und kostspieliger, als unser Verfahren, dieselben geschehen zu lassen und dann zu richten und zu strafen; ganz verhütet können sie doch nicht werden und richterliche Organe sind niemals zu entbehren. Dieser Zustand der Sicherheit wird außerdem mit zu vielen Opfern der persönlichen Freiheit erkauft. Das ganze Heer der Bestimmungen, welche die Sicherung des Eigenthums präventiv bezwecken, ist zugleich ein Hemmschuh für die Freiheit der Bewegung; sie schützen den Einzelnen unvollkommen vor dem Verlust und schneiden ihm die Möglichkeit des Gewinns ab. Tausend Dinge, die er sonst thun könnte, die zur fortschreitenden Bereicherung seines Vermögens führen würden, muß er unterlassen. Der Effect ist Stillstand.

Das Schlimmste aber liegt darin, daß dies System

den Menschen nicht bessert, da es ihn als unvernünftiges Wesen voraussetzt, dem die Einsicht in die Erfordernisse des gesellschaftlichen Organismus und die Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, für immer abgehen. Während eine humane Gesetzgebung den Menschen erzieht, weiter bildet und ihn allmälig mit dem Begriffe des Gesetzes befreundet, setzt die drakonische im Menschen ihren Feind voraus, behandelt ihn als solchen und kommt zu dem entgegengesetzten Endpunkte, — sie macht ihn zu einem bitteren Feinde des Gesetzes, nicht zu einem offenen und ehrlichen, sondern zu einem heimlichen und desto gefährlicheren.

Gewiß wird auch der größte Enthusiast, der begeistertste Verehrer dieses wunderbaren Volkes zugestehen müssen, daß hinter der glatten, freundlichen und geduldigen Maske ein unbeschreibliches Etwas liegt, das zur Vorsicht mahnt; gewiß wird sich ihm oft die Bemerkung aufgedrängt haben, daß die Japaner durchgängig hohe Meister in der Kunst der Lüge sind, daß Verstellung und Heuchelei ihnen zur zweiten Natur geworden sind. Wie könnte es anders sein! Wie könnte Despotismus und eine drakonische Gesetzgebung jemals anders wirken! Es ist dies eine der Schattenseiten, die selbst mit einer Muster-Despotie, wie die japanische es ist, unzertrennlich verbunden sind.

Wenn aber irgend etwas der Gewinnung eines

festen und wohlbegründeten Urtheils über japanische Zustände entgegensteht, so ist es die überall auftauchende Schwierigkeit, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Hieraus allein erklären sich die so verschiedenen Anschauungen, welche verschiedene Reisende gewinnen, hieraus allein erklärt sich, daß die meisten derselben, getäuscht vom Schein, zu blinden Enthusiasten werden, die aus der japanischen Welt eine Musterkarte aller menschlichen Tugenden herauslesen und herausschreiben. Unter allen Europäern, die seit wenigstens einem Jahre in Japan ansässig sind und mit dem Volke in täglichem und unmittelbarem Verkehre stehen, habe ich keinen einzigen Enthusiasten gefunden; sie mißtrauen Allem und gehen darin ebenfalls zu weit. Ich meine vielmehr, daß man erstaunen muß über den unerschöpflichen Fond guter Menschennatur, der ursprünglich in diese Völkerfamilie gepflanzt war. Nicht das ganze tausendjährig wirkende Heer von Institutionen, die sich sonst in der ganzen übrigen Welt als vollständig demoralisirend erwiesen haben, ist hier im Stande gewesen, angeborene Herzensgüte und fröhlichen Sinn zu unterdrücken; sie sind nicht im Stande gewesen, dem wenn auch despotisch beherrschten Menschen das Gepräge eines hündischen, schweifwedelnden Sklaven aufzudrücken und aus seiner Seele eine gewisse Summe von Stolz auszulöschen, die sich

bis zum Adel erhebt, und die Seele manches Mannes zieren würde, der sich damit brüstet, Bürger eines freien Staates der alten Welt zu sein.

Irgend wohin mußte diese gute Urnatur sich flüchten, irgendwo mußte sie genährt und geübt werden, wenn sie nicht erlöschen sollte. Da sie im Staate nicht Ausdruck fand, flüchtete sie sich in die Familie. Und hier entfaltet sich ein Bild vor uns, das gleich belehrend und beschämend für uns ist. Nichts war mir wohlthuender in Japan, als der wirkliche und schöne Frieden, der im Hause, in der Familie wohnt. Keine weinerlichen, sentimentalen Liebesbezeugungen, deren Aufrichtigkeit verdächtig sein könnte, sondern ein achtungsvolles, überall höfliches Betragen, ein freundliches Unterstützen von allen Seiten, eine Sicherheit und Wahrheit des Benehmens, die bei uns nur als Product höchster Bildungsstufen angetroffen wird, — hier ist es in jeder, auch der kleinsten Hütte zu finden.

Die sociale Stellung des Weibes ist einfach, klar und natürlich; sie ist nicht Sklavin, nicht das bloß dingliche Fortpflanzungs-Gefäß, zu dem es sonst der Asiate herabgewürdigt hat, aber sie ist auch nicht die verzärtelte, in Baumwolle verpackte, mit hyperbolischer Verehrung angebetete Göttin, zu der sie die civilisirten Nationen der alten Welt erhoben haben. Sie ist die Ratherin und Freundin des Mannes, die Gehilfin

seines Geschäfts, immer mit Höflichkeit und Nachsicht behandelt, gegen jede rohe Behandlung durch die geheiligte Sitte gesichert und gegen jeden Angriff von außen kräftig und ritterlich geschützt; aber sie hat ihre scharf gezogenen Schranken, — sie wirkt im Hause und erzieht die Kinder; das Geschäft, das Regiment ruht unwandelbar in des Mannes Hand. Der Japaner behandelt das Weib als ein nützliches und ebenbürtiges Geschöpf, das eben so sehr zu seiner Unterstützung als zur Verschönerung seines Daseins geschaffen ist, und darum ehrt er sie; aber dies Verhältniß kann niemals umgedreht werden; dagegen schützt den Mann außer der Sitte noch das Gesetz. Darum giebt es in Japan keine Xantippen und keine Göttinnen, keine liebeschmachtenden Romandamen und keine emancipirten Mannweiber, darum sind sie alle fröhliche Mädchen und verständige Frauen. Das japanische Mädchen weiß genau, welches Schicksal sie in der Ehe erwartet; ob Peter oder Paul ihr Mann wird, — der Unterschied kann nicht groß sein. Das Haus von Peter sieht genau aus wie das von Paul, denn alle Häuser sehen in Japan gleich aus; dieselben Matten, dieselbe Papierthür, derselbe transportable Feuerheerd, dieselbe Nahrung, dieselbe Kleidung, dieselben Pflichten und dieselben Rechte. Gewiß, auch das Herz des japanischen Mädchens empfindet und spricht, aber sie

versinkt nicht in endlosem Weh und namenlosem Schmerz, wenn der Wunsch dieses kleinen Herzens nicht erfüllt wird. Die Erziehung des japanischen Weibes hat ein ganz festes und unverrückbares Fundament, welches keine Abirrung zuläßt und es für seine Bestimmung — geliebt zu werden — methodisch vorbereitet; es wird klar und einfach für den Mann erzogen. Unsere Mädchen, oft zu stolz, um bloß für den Mann, zu schwach, um für sich selbst erzogen zu werden, schweben zwischen beiden Principien haltlos umher. Sie lernen zu wenig, um selbständige Menschen, sie lernen zu viel, um liebenswürdige Frauen zu werden.

Wunderbar ist auch die andere Seite des Familienlebens, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, und die Methode der Erziehung. Vernünftigeres kann man sich nicht denken. In der Erziehung der Kinder spiegelt sich der grade Gegensatz des Princips ab, welches der Staat für die Erziehung seiner Unterthanen anwendet. Hier blindes, stupides Gehorchen, für jede Uebertretung der Tod; dort sanftmüthiges, unerschöpflich geduldiges Ueberreden und Ueberzeugen, fast niemals Strafe, oder doch wenigstens die denkbar mildeste. Niemals habe ich ein Kind strafen sehen, nirgends ein Instrument entdeckt, welches auf einen derartigen Gebrauch hinwiese; ich kann mich kaum

entsinnen, jemals Kindergeschrei gehört zu haben. So viel kann ich jedenfalls versichern, daß ich nirgends so durchgängig wohlerzogene, artige und liebenswürdige Kinder gesehen habe als in Japan. Ich weiß nicht, woher es kommen mag, aber so oft ich dies Erziehungssystem auch bei uns in Anwendung gesehen habe, fand ich die Resultate doch niemals so günstig; wenigstens waren die so Erzogenen, so lange sie Kinder waren, meistentheils unartige, eigensinnige und wenig liebenswürdige Kinder. Allerdings muß sich zur Nachsicht die positive Belehrung gesellen.

So bildet die Familie ein geschlossenes, ich möchte sagen unabhängiges System im großen Organismus der Gesellschaft, einen Theil, der nach anderen Gesetzen rotirt als das Ganze.

Es zeigt dies auf's Neue, wie unmöglich es ist, für die Beurtheilung japanischer Zustände einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich alle Verhältnisse, als der Ausdruck einer einheitlichen Lebensanschauung, entziffern und erklären lassen. Ueberall stoßen wir auf Widersprüche, auf Gegensätze. Der Gesammtorganismus ist ein merkwürdiges Conglomerat von verschiedenen abgebrochenen Gedanken, die durch einen Kitt, den wir nicht zu analysiren vermögen, wunderbar zu einem dennoch zusammenwirkenden Ganzen vereinigt sind. Nichts scheint dem Japaner überhaupt

ferner zu liegen, als das Erfassen und Durchführen eines Princips.

Ob sie z. B. ein Gesetzbuch haben, in welchem sich irgend ein philosophisch-juristischer Gedanke abspiegelt, wie im römischen oder germanischen Recht, kann ich zwar mit Bestimmtheit nicht sagen, bezweifle es aber. Alles was ich vom japanischen Leben gesehen habe, berechtigt mich zu der Ansicht, daß dies Gesetzbuch höchst wahrscheinlich nur ein Conglomerat von „Fällen" ist. Die Japaner sind, wie gesagt, kein Volk von Principien; ihre ganze Gelehrsamkeit ist aus lauter „Fällen" zusammengesetzt. Ist einmal Etwas geschehen, so kann es wieder geschehen. Manche Illustration aus meiner eigenen Erfahrung könnte dazu gegeben werden; ich ziehe es indessen vor, eine kleine Geschichte hier einzuflechten, die Thunberg erzählt und die mir vollständig charakteristisch erscheint. Als er im vorigen Jahrhundert als Arzt und Naturforscher im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie nach Nangasaki kam und wie alle Holländer daselbst auf der kleinen Insel Desima gleichsam als Gefangener gehalten wurde, bat er sofort um die Erlaubniß, auf den benachbarten Feldern botanisiren zu dürfen. Nach Monaten erhielt er sie, nach wenigen Wochen ward sie zurückgenommen. Der Sachverhalt war folgender. Bei seinem ersten Antrage hatte das Gouvernement alle alten Bücher

und Acten nachgeschlagen, und als man daselbst die Thatsache verzeichnet fand, daß dieselbe Erlaubniß schon vor 100 Jahren einem Arzte derselben Compagnie ertheilt gewesen war, gewährte man sie auch jetzt, — der Fall war schon dagewesen. Bald aber hatte ein Schriftgelehrter herausstudirt, daß jener Arzt, dem vor 100 Jahren die Erlaubniß ertheilt war, nur ein Unterarzt gewesen sei; nun war aber Thunberg Oberarzt; folglich war es ein neuer Fall, folglich mußte die Erlaubniß widerrufen werden.

Von vornherein ruht das japanische Gesetzbuch auf einer anderen Basis als irgend eines in der übrigen Welt. Ueberall finden wir sonst die Voraussetzung des mit freiem Willen begabten Menschen; ursprünglich ist Alles erlaubt, das Gesetz macht nur mehr oder weniger Restrictionen; sprichwörtlich ist überall: was nicht verboten ist, ist erlaubt. Das japanische Gesetzbuch setzt den Sklaven voraus, den willenlosen, todten Menschen; ursprünglich ist Alles verboten; das Gesetz hebt nur Verbote auf, und hier heißt es umgekehrt: „was nicht direct erlaubt ist, ist verboten!"

Eine zweite Eigenthümlichkeit, die vielleicht mit noch größerer Sicherheit als einzig dastehend in der Weltgeschichte zu betrachten ist, besteht darin, daß die Höhe des Vergehens keinen Maßstab bildet für die Höhe der Strafe. Wir bemühen uns seit Jahrhun-

derten auf das Sorgfältigste die Scala der Strafen mit der Scala der Vergehen in Uebereinstimmung zu bringen, und nennen ein Gesetz recht und billig, wenn es diese Graduationen unserer Anschauung nach richtig getroffen hat. Den Japaner kümmert die Größe des Verbrechens gar nicht; er straft nicht das specielle Verbrechen, er straft nur überhaupt den Umstand, daß Jemand das Gesetz übertreten hat. Von diesem Standpunkte aus giebt es eigentlich nur ein Verbrechen, das ist eben die Uebertretung des Gesetzes, und es ist demgemäß eine nicht zu leugnende Consequenz, wenn es auch nur eine Strafe giebt. Immerhin ein juristisches Problem und ein schöner Stoff für eine gelehrte Dissertation. Daß diese Strafe in Japan der Tod ist, halte ich für einen Umstand, der weit mehr in das Gebiet der politischen als der juristischen Erwägungen gehört. Jedenfalls hat er den Vortheil, daß er Gefängnisse erspart, und weder Geld noch Mühe an unfruchtbare Besserungsversuche verschwendet.

Daß dieses ewige — nicht auf dem qui vive, sondern auf dem qui mort Stehen auf die Lebensanschauung und die Sitten eines Volkes von Einfluß sein muß, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Tod ist in Japan auch nicht entfernt das schreckliche Gespenst, als welches er drohend vor unseren Augen steht. Alle Lebensbeziehungen bilden sich unter dieser

Perspective. Das Kind wird früh mit der Idee des Todes vertraut gemacht, und die Manipulation, sich den Bauch mit Würde und Anstand aufzuschneiden, bildet einen Theil seines Unterrichts. Die Gewohnheit, das eigene Leben gering anzuschlagen, stumpft auch die Achtung für das Leben Anderer nothwendig ab. Wir sehen bei uns Männer, die für gewöhnlich nicht eine Fliege zu tödten vermögen, als Soldaten in der Hitze der Schlacht nicht nur gleichgiltig, sondern sogar begierig und grausam mit dem Leben Anderer spielen; ein ähnlicher Proceß, wie er sich bei diesen momentan und rauschartig entwickelt, ist hier dauernd, ist hier im Laufe der Zeit psychologische Racen-Eigenthümlichkeit geworden.

Wenn wir aus unseren Criminalacten eine statistische Nachweisung der Diebstähle und Morde ziehen, so werden wir wahrscheinlich finden (ich habe kein statistisches Material bei der Hand und schätze daher nur), daß auf eine Million Diebstähle erst ein Mord kommt. In Japan möchte ich annehmen, daß dieses Verhältniß wie 1:1 steht, die Selbsthinrichtungen mit eingerechnet; natürlich ist dabei die bereits erwähnte Thatsache in Betracht zu ziehen, daß Diebstähle selten sind. Ein Todesfall scheint auch bei den Hinterbliebenen (Familie, Freunden, Berufsgenossen) durchaus nicht den schmerzlichen Eindruck zu machen, der bei

uns — selbst wenn nicht gefühlt — doch zur Schau getragen wird. Ich habe manches Begräbniß gesehen, aber keine Thräne, kein Klagen. Die Japaner verstehen sogar in hübschen Formen darüber zu scherzen. Unter den kaiserlichen Commissarien, welchen die Unterhandlung mit unserer Gesandtschaft übertragen war, befand sich Hori-Oribe-Kami, welcher als Präses der Commission fungirte, ein Beamter ersten Ranges. Er war eine anziehende, heitere und feine Persönlichkeit, die unserem Gesandtschaftspersonale ganz besonders lieb war. Eines Tages, schon gegen das Ende der Verhandlungen, fehlte Hori-Oribe in der Conferenz. Er sei krank, sagten seine Collegen. In der nächsten Conferenz ward unserem Gesandten der Tod desselben officiell angezeigt und sein Nachfolger accreditirt. Schon war uns mittlerweile die betrübende Kunde geworden, daß ihm die gnädige Erlaubniß geworden war, sich den Bauch aufzuschneiden. Als nun die übrigen Commissarien gefragt wurden, woran denn Hori-Oribe gestorben sei, antworteten sie mit feinem Lächeln: „an Verblutung, ohne Hilfe der Medicin."

Man sagt, die Japaner seien eine überaus tapfere Nation; die Geschichte, soweit wir sie kennen, belehrt uns darüber nicht. Ich halte sie für stolz, jähzornig und rachsüchtig, und rechnen wir eine durch die Verhältnisse erzeugte Gleichgiltigkeit gegen das Leben hinzu,

so wird mir erklärlich, wie man getäuscht sich aus diesen Charakterzügen das Bild der Tapferkeit und männlicher Lebensverachtung abstrahirt hat. Das Resultat eines solchen Regierungssystems und des überall drohenden Todes kann aber nicht Männlichkeit und Tapferkeit, sondern nur Jähzorn und Stumpfheit sein.

Es bliebe mir noch übrig, von einer großen Sphäre des menschlichen Lebens zu sprechen, die ich bisher bei keiner Gelegenheit erwähnt habe, ich meine — von der Religion. Die Wahrheit ist, daß ich sie von keiner Seite her in das sociale Leben habe hineinragen sehen, und daß ich deshalb offen bekennen muß, von ihr äußerst wenig zu wissen. Ich will nicht sagen, daß sie hier nicht ein ebenso wichtiger Factor für die Gestaltung der ganzen Lebensanschauung und aller daraus resultirenden Verhältnisse sei als irgend wo anders; aber man sieht dies Gestalten nirgends; sie wirkt hier entschieden geräuschlos und ohne Prätension. Ich weiß nur, daß es zwei Hauptreligionen, die des Buddha und des Sinto, und daneben einige dreißig Secten giebt, die alle in friedlichster Eintracht neben einander leben. Am wunderbarsten war mir, daß sich unter diesen Secten eine unbelästigt und unverfolgt finden darf, welche einem trockenen Vernunftcultus huldigt, sich im Allgemeinen an die Lehren des chinesischen Confucius anschließt und mit unseren modernen

rationalistischen Secten auffallende Aehnlichkeit besitzt. Zahlreiche Tempel der verschiedenen Religionen, geschmückt mit den verschiedensten Gottheiten, stehen überall am Wege, wenn thunlich an Abhängen, mitten unter grünen Bäumen, Camelien und Lorbeeren. Dorthin geht Jeder, wenn er Zeit und Neigung hat, sein Gebet zu verrichten; er thut dies kurz und ohne viel Ceremonien, ein Priester sitzt da, scheinbar ohne andere Beschäftigung als das Einkassiren der kleinen Kupfermünzen; er scheint auf freundschaftlichem und gemüthlichem Fuße mit seinen Göttern zu stehen, denn sie ertragen es geduldig, daß der Rauch aus der kleinen Pfeife ihres Priesters ununterbrochen in blauen Ringen ihre göttlichen Nasen umlagert.

Die Japaner sind ohne allen religiösen Fanatismus und die im vorigen Jahrhundert spielende grausame Christenverfolgung, welcher 30—40,000 Menschen zum Opfer fielen, ist weit mehr einer politischen Reflexion als einem religiösen Fanatismus zuzuschreiben. Es liegt in der Natur der christlichen Religion, daß sie neugestaltend in die Gesellschaft, in den Staat eingreift. Die Einführung der christlichen Religion trug in Europa den Keim vieler politischen Revolutionen in sich; die japanischen Herrscher haben dies vielleicht erkannt und geahnt. Die japanischen Religionen erfüllen und befriedigen offenbar alle religiösen Bedürf-

nisse der Bewohner; sie ergänzen Alles, was fehlt; sie halten das Gegengewicht gegen die Trübe und Schwerfälligkeit des sonstigen Lebens, sie heilen die Wunden, die ein finsterer Despotismus ihnen schlägt. Alles ist in diesen Religionen besänftigend, heiter und sonnig wie ihre Tempel an den grünen Abhängen; alle religiösen Feierlichkeiten sind Feste der Freude, begleitet von Musik, Tanz und Spiel; nirgends etwas von finsterem pfäffischen Zelotismus. Daß Humanität und Toleranz ein wesentliches Product aller dieser Religionen sein muß, zeigt das friedliche Nebeneinanderleben von 38 Secten.

Ich kenne die christliche Religion wohl und weiß ihren hohen comparativen Werth gewiß zu schätzen; dennoch kann ich ein Gefühl theilnehmender Furcht nicht unterdrücken bei dem Gedanken, daß zu dem politischen und socialen Drucke, unter dem dies sinnige Volk zu seufzen hat, sich noch der Druck einer zelotischen christlichen Hierarchie gesellen sollte.

Ich habe versucht, das Bild der Landschaft, den Charakter des Menschen und den Geist der Institutionen in ihrem wechselseitigen Zusammenhange zu zeichnen; es fehlt noch Eins, — das Bild des äußeren Menschen und seine Congruenz mit dem Charakter und den Institutionen.

Der Japaner bleibt ein wenig hinter der Größe

der Nordeuropäer zurück, dies spricht sich noch entschiedener beim weiblichen Geschlechte aus. Die Figur ist im Ganzen kräftig entwickelt, horizontalschulterig, breitrückig; auffallend bevorzugte Schenkelbildung; die Haltung etwas gebückt, der Kopf leise vorgebeugt, wie bei Menschen, die vorsichtig Auge und Ohr ihrem Wege voraussenden; dem Gange fehlt die schöne männliche Festigkeit, der Ausdruck selbstbewußter Kraft; es ist eigentlich kein Gang, es ist ein Vorwärtsschieben, ihrer Fußbekleidung fehlt der festauftretende Absatz; sie kennen nicht Stiefel oder Schuh, sie haben nur die Strohsandale, die durch ein Band zwischen der großen und der zweiten Zehe festgehalten wird; nur dadurch daß der Fuß vorwärts geschoben wird, kann sich die Sandale daran halten. Sieht man diese Fußbekleidung und betrachtet dazu den langen, enganschließenden, vorne knapp übereinanderschlagenden Rock, von breitem Gürtel zusammengehalten, so prägt sich auch hier ganz äußerlich aus, daß dies kein Volk der Bewegung ist. Aber auch die süße Behaglichkeit ruhigen Sitzes mit fester Rückenlehne ist ihnen versagt; sie sitzen nur auf ihren Fußsohlen, — sie hocken; eine Stellung, die sie mehr als jede andere befähigt, in jedem Augenblicke schnell aufrecht zu stehen und irgend einem Ereignisse auszuweichen.

Der Kopf des Japaners und namentlich bei den

höheren Gesellschaftsklassen ist schmal, die Stirn, wenn nicht breit, so doch meistens hoch und scheinbar noch erhöht durch das Rasiren des Oberkopfes; die Stirnen sind klar, aber nicht fein ausgemeißelt; es sind große leere Flächen; die Industrie des Gedankens hat noch keine Schöpfungen darauf verzeichnet, die sich allmälig erblich dem Schädelknochen imprägnirt hätten; die Armuth und Eintönigkeit aller Lebenssituationen hat keine originellen und scharf ausgeprägten Charaktere erzeugt, als deren äußere Chiffre wir in der civilisirten Welt die Stirne zu betrachten pflegen. Das Auge des Japaners ist groß, rund, glänzend, aber stumm; in seine schwarzbraune Nacht versinken die Bilder alles Dessen, was um ihn ist und wird; aber es strahlt nichts wieder heraus, es ist lediglich receptiv. Die Nase ist entweder schmal zusammengepreßt und etwas gebogen, oder breit und etwas aufgeworfen. Soviel verschiedene Typen man auch unter den Gesichtern im Allgemeinen fixiren mag, diese zwei Typen der Nase gehen unveränderlich durch alle Gesichter hindurch; die Nase ist ohne Feinheit, ohne Bewegung, ohne Beschäftigung. Wohlgerüche kennt der Japaner nicht; seine Blumen, seine Bäume, seine Früchte sind ohne Duft. Der Mund ist schön und jedenfalls das Schönste im ganzen Gesichte; fein geschnitten, schön geröthet, voll, niemals wulstig; fast immer fest ge-

schlossen und reservirt; dieser Mund ist beherrscht und unter beständiger Controle und steht sichtbar in feinster Wechselbeziehung zum Auge, welches die Vorhut bildet; es ist ein Mund, der zu schweigen, aber auch anmuthig zu scherzen vermag. —

Jetzt, da ich diese Zeilen schließe, schaukle ich wieder auf hoher See; die letzte Insel der Van-Diemensstraße verschwindet im Nebel, die japanische Welt liegt für immer hinter mir, und wenn ich innerlich abschließe und die Balance ziehe, so bleibt mir ein Plus von warmer, fast ängstlicher Zuneigung für dieses wunderbare Volk. Was uns fesselt, ist der natürliche Adel, der über der ganzen Schöpfung ruht, und den man schwerlich in der ganzen Welt so gleichmäßig über alles Volk ausgegossen finden wird. Es ist der Adel, der mit Armuth gepaart zum Dienen verdammt ist und der noch edel in der tiefsten Knechtschaft bleibt. Die europäische Civilisation wird ihre zweifelhaften Segnungen über diese Eilande ergießen; dies Schicksal ist ist nicht abzuwenden. Wie sie wirken wird? Ich will mir das Herz nicht schwer durch Grübeln machen. Wohin immer bis jetzt der Fuß des „weißen Mannes" getreten ist, sind Städte und Kirchen mit schlanken Thürmen erwachsen, sind Handel und Gewerbe erblüht, hat der Götzendienst des goldenen Kalbes neue Anbeter

gemacht, — aber das Glück der einheimischen Nationen? Die Geschichte lehrt: es stirbt allmälig dahin und zuletzt die Nation selbst.

Nachtrag.

Nagasaki 7. Mai. Als in den ersten Tagen des Februar nach einer anstrengenden und zum Theil gefahrvollen Fahrt durch die Van Diemenstraße mit der letzten Insel der letzte Streifen japanischen Landes langsam vor meinen Augen verschwand, rief ich ihm, so schön ich es auch gefunden, und so Vieles ich auch darin bewundert hatte, doch in Erinnerung der letzten aufregenden Wochen ein herzliches Lebewohl auf Nimmerwiedersehen zu. Gewisseres glaubte ich nie gesagt zu haben als diesen Abschiedsgruß. Ein mir jetzt erwünschter Zufall hat es anders gemacht, und mir gestattet, von China aus noch einmal hierher zurückzukehren und das Land, das ich bisher nur in seinem nördlichen Theile, und zwar im Herbst- und Winterkleide gesehen hatte, nun auch an seinem südlichsten Punkte und im vollsten Frühlingsschmucke zu bewundern.

Um ein fremdes Land mit seinen charakteristischen

Eigenthümlichkeiten vollständig und richtig zu erfassen, ist nichts vortheilhafter, als es nach kurzem Zwischenraume zum zweiten Male zu besuchen. So lange man mitten darin steht, hat das aufmerksam forschende Auge fortwährend mit einem Nebel zu kämpfen, der schwer zu beseitigen ist; erst wenn man draußen ist, zerrinnt dieser Nebel ganz; es scheint, als ob man das oft gemißbrauchte Wort „objectiv“ nicht materiell, nicht sinnlich genug nehmen könne. Man sieht deutlicher was man gesehen hat, aber man erkennt auch was fehlt.

Ich kam nun zurück in ein mir bekanntes Land, nach dem ich mitten in China eine tiefe Sehnsucht empfunden hatte. Schmutz, Gestank, Betrug, unwürdiger und widerlicher Sklavensinn, gepaart mit unmotivirtem Hochmuth sind die Grundelemente der chinesischen Welt. Ueber der japanischen ruht charakteristisch: höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maaß, unverkennbare Würde und Selbstachtung. Und doch hat man beiden Völkern denselben Ursprung zuschreiben und sie als Varietäten ein und derselben Race betrachten wollen, eine Ansicht, die ich entschieden verwerfe. Wäre irgend eine Gemeinsamkeit des Ursprungs anzunehmen, so muß die Abzweigung in den ersten Tagen der Weltgeschichte geschehen sein; denn es ist nichts, was darauf hinweiset, als die Stellung der Augen, aber auch nur die Stellung; denn

schon der Ausdruck ist ein sehr verschiedener. Daß aber später Chinesenthum sich nach Japan hineingedrängt und bis heute unvertilgbare Spuren zurückgelassen hat, ist geschichtlich constatirt und würde auch sonst keinem Zweifel unterliegen, denn es hat dem Japaner seine Schriftzeichen, seine Religion, den Baustyl seiner Tempel, seinen Thee und seinen Reis hinterlassen. Etwaige Aehnlichkeiten zwischen beiden Nationen motiviren sich aber auch durch das Medium einer dritten Welt, die im Sturm gleichmäßig über beide dahingefahren ist. Das tartarische Geschlecht muß einst von tiefgreifendem, gewaltigem und zeugungsfähigem Charakter gewesen sein; die Welt erzitterte einst vor dem Schwerte eines Dschingis Chan, und Tartaren sitzen noch heute auf dem Throne des Reichs der Mitte. Und wie wir geschichtlich nachweisen können, daß sie im Westen durch Polen gegangen sind, so wissen wir, daß sie sich im Osten bis Japan erstreckt haben; überall haben sie bald stärker bald schwächer ihren Stempel aufgeprägt und man liest noch heute von Polen bis Japan ihre Schriftzüge in der Sprache, der Sitte, der ganzen Lebensanschauung. Gewiß finden sich Aehnlichkeiten zwischen dem Japaner und dem Chinesen, aber ich glaube fast noch mehr zwischen dem Japaner und dem Polen; viele davon sind zu subtiler Natur, sie erscheinen dem Auge zu

streiftlichtartig, um sie allein mit der Feder fixiren zu können: es müßte die bildliche und drastische Darstellung hinzutreten; mir aber persönlich, dem die polnische Welt geläufig ist, sind diese bisweilen aufblitzenden Aehnlichkeiten hoch überraschend gewesen. Die Tartaren waren die Normannen des Ostens und die Repräsentanten der asiatischen Ritterlichkeit; eine gewisse elegante Ritterlichkeit sitzt tief im gemeinsten Polen wie im gemeinsten Japaner, nur mit dem Unterschiede, daß die polnische Ritterlichkeit fast zur Farçe ausgeartet, oft hohl, selbstbewußt, prätentiös und zuweilen sentimental ist, während die japanische ganz unbewußt, kindlich natürlich, vernünftiger ist. Dem Chinesen ist nur die durch alleräußerste Vernünftigkeit sich aufhebende Ritterlichkeit des Wolfes geblieben, der das Lamm verschont, wenn er ein Schaaf haben kann. Der Pole wie der Japaner sind beide bedürfnißlos und genügsam; abgehärtet gegen Witterungseinflüsse, überall auf der ersten besten Matte sich zum Schlaf hinstreckend ohne Kopfkissen, ohne Decke, arbeitsam — bis der Lebensunterhalt für den Tag gedeckt ist, nicht einen Strich weiter, dann aber das Erworbene lustig verjubelnd, unbekümmert um das, was der Morgen bringen wird, der Pole mehr in geistigen Getränken, der Japaner mehr in Liebe. Diese Leichtlebigkeit, die barfuß oder in leichten Stroh-Sandalen über Schwierig-

keiten und Kummer hinwegschlüpft, und die in beiden Nationen mitunter etwas hinreißend Naives und Liebenswürdiges hat, bildet die Kehrseite der germanischen Natur, die schwerfällig in nägelbeschlagenen Schuhen einhertritt, sich schweißtriefend, gedankenvoll bis zur scheidenden Sonne plackt und sich härmt, weil sie nicht weiß, wie es im nächsten Monate oder im nächsten Jahre werden wird. Die chinesische Natur steht hierin der germanischen nahe; auch der Chinese plagt sich hart und arbeitet sauer über das Bedürfniß des Augenblicks hinaus; aber er ist zugleich ein geborner Verschwender, er ist ein Fresser und ein Spieler.

Auch der Japaner spielt gerne, aber selten um Geld, und dann um Kleinigkeiten, seine Spiele sind Kämpfe der körperlichen oder geistigen Geschicklichkeit; man sieht sie überall, wenn sie Zeit haben, auf ihren Matten bei einem complicirten Spiele sitzen, das aus Schach- und Damenbrett zusammengesetzt ist und das sie, wie wir unser Schach, der Ehre wegen spielen. Ich wähle irgend ein anderes beliebiges Beispiel, welches den Unterschied nach einer andern Seite hin klar stellen wird. Man weiß, daß das Vergnügen, welches unsere Jugend bisweilen exercirt, Drachen steigen zu lassen, wol eigentlich aus China stammt. In China und Japan ist es ein allgemeines Volksvergnügen, dem Alt und Jung huldigt. Nun ist die Fabrikation

des chinesischen Drachen eine Sache der Eitelkeit, Sache der Kunst geworden, die Phantasie erfindet täglich neue abenteuerliche Gestalten, in welche sie ihn kleidet; Thiere, Häuser, Bäume, ganze Gruppen schweben durch die Luft, selbst Stimme haben sie ihm eingeflößt, denn es giebt auch singende Drachen. Das ganze Vergnügen des Chinesen besteht nur darin, irgend ein solches pomphaft prahlerisch ausstaffirtes Ungeheuer nach den einfachen aeronautischen Gesetzen steigen zu lassen. Der japanische Drache hat nichts von alledem; er ist ein einfaches viereckiges Stück Papier, höchstens mit einfachen Farben bemalt; nicht in dem an sich kindischen und eintönigen Vergnügen ihn steigen zu lassen, besteht für den Japaner der Reiz des Spiels, — er verbindet einen Kampf der Geschicklichkeit damit. Es handelt sich darum, andere Luftschiffer aufzusuchen und sie hoch in der Luft, dicht unter dem Drachen selbst, abzuschneiden.*) Diesem Vergnügen sind großartige Volksfeste gewidmet.

Es ist angenehm, weil es die Darstellung erleich-

---

*) Das obere Ende des aus Papier gedrehten Fadens ist zu diesem Zwecke mit einer glasartigen, scharfen Materie umhüllt; es erfordert nun ungemein geschickte Evolutionen, den Drachen des Gegners in der Höhe und im Fluge so zu unterfangen, daß er nicht mehr entweichen und seine Schnur durchschnitten werden kann.

tert, die Vergleichung mit andern Nationen zu Hülfe zu nehmen; Parallelen und Divergenzen treten darin bestimmter hervor; ich behalte sie daher noch für einen Schritt bei. Polen war stets ein Kriegervolk und bebaute seine Felder nur, weil es Brod für seine Soldaten und Futter für seine Pferde gebrauchte; China ist durch und durch ein Handelsvolk; jeder Chinese ist ein geborner Handelsmann; sein Ackerbau genießt einen hohen, zum Theil unverdienten Ruf; was davon begründet ist, resultirt nicht aus innerer Neigung des Chinesen dazu; die dringendste Nothwendigkeit des Lebensbedarfs hat die Cultur des Ackers geschaffen. Die Japaner aber sind von Hause aus ein Ackerbau treibendes Volk, aus innerer Natur, aus Klima und Boden des Landes. Durch Jahrhunderte vom Verkehr mit der übrigen Welt ausgeschlossen, hat sich nur ein Binnenhandel mit den allernothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gebildet. Das überall über seine Grenzen ausströmende und zurückfluthende Polenthum hat nichts Originelles, nichts für die Welt Nützliches oder Interessantes geschaffen, als höchstens etwas polnischen Weizen für England und polnische Gräfinnen für die Bäder. Wie reich an originellen und in sich vollendeten Schöpfungen ist Japan! Sie geben unsern Künstlern, Gelehrten und Technikern zu denken und zu bewundern. Sie entbehren vielleicht einer gewissen

Genialität, einer Freiheit, die bei uns mit fieberischer Hast immer neue Formen ersinnt; sie sind vielleicht in den eingeschlagenen Richtungen, in den gewählten Formen ein wenig zu fest krystallisirt, — das hängt mit der ganzen Entwickelungsgeschichte des Landes zusammen; aber die Sauberkeit des Gedankens wie der Ausführung spricht uns überall angenehm an und gibt zugleich Garantien für die Solidität.

Diese Sauberkeit und Reinlichkeit nicht nur der Schöpfungen, sondern des gesammten Daseins, der ganzen Lebensanschauung ist von unendlichem Zauber; sie durchdringt alle Formen und Beziehungen des Lebens, sie liegt ausgeprägt in der Atmosphäre, in der Landschaft, im Menschen und in allen seinen Producten. In Europa genießen die Holländer den Ruf der größten Reinlichkeit; aber diese holländische Reinlichkeit ist extravagant, penible, gesucht und gemacht; die japanische macht sich von selbst, sie erscheint überall als natürlicher, schmuck- und anspruchsloser Ausdruck einer Alles durchdringenden, einheitlichen Lebensanschauung. Ich gestehe, daß ich ihren Werth bei meinem ersten Aufenthalte unterschätzt hatte, und daß ich halb und halb geneigt war, Reinlichkeit nicht als ursprünglich im Menschen wurzelnde Charaktereigenschaft, sondern als ein Product der Erziehung und Bildung zu betrachten. Es mag wol sein, daß nun der chinesische

Gegensatz, aus dem ich kam, dazu beigetragen hat, mich der Wahrheit entgegenzuführen, denn ich muß jetzt Reinlichkeit entschieden als Charaktereigenschaft, als consolidirte Raceneigenthümlichkeit des Japaners anerkennen. Ich glaube dies thun zu müssen, trotzdem ich sie hier in Nangasaki etwas weniger scharf ausgeprägt und nicht so vollkommen bis in die untersten Gesellschaftsschichten hinein durchgeführt finde, als sie mir im Norden erschienen ist. Theilweise mag sich die Erklärung dafür in dem südlicheren Breitengrade Nangasaki's finden, denn es will mir scheinen, als ob die Bewohner kälterer Zonen im Ganzen genommen etwas mehr natürliche Sympathieen für die Reinlichkeit haben, als die Südländer. Allein ich nehme doch Anstand, diesen so wie manchen andern Unterschied, den ich zwischen dem Süden und Norden Japans finde, bei der an sich geringen Differenz der Breitengrade allein auf Rechnung dieses Verhältnisses zu setzen. Ich glaube vielmehr, daß hier ein Verhältniß in Betracht kommt, welches sich auch in der europäischen Culturwelt überall als ein machtvolles erwiesen hat — der Einfluß der Hauptstadt. So hat sich z. B. in allen Hauptstädten Europa's die Sprache des Landes in der gebildeten Gesellschaft am reinsten und schönsten ausgebildet, sie ist musikalischer, durchgeistigter als die Sprache der Provinzialen; aber selt-

samer Weise hat sich auch in allen Hauptstädten daneben ein Jargon ausgebildet, der vom ganzen übrigen Lande verspottet und verlacht wird. Muß es nicht unser Erstaunen erregen, und müssen wir diesen Vorgang nicht als ein innerlich nothwendiges Resultat aller staatlichen Organisation und Concentration betrachten, wenn wir ihm nicht nur in Paris, London, Berlin, Peking, sondern auch in dem isolirt gelegenen Japan begegnen! Es war herzlich wenig, was ich bei meinem früheren Aufenthalte in Jeddo und Jokuhama von der Sprache gelernt hatte; aber so oft ich in Nangasaki diese wenigen Brocken anbrachte, wiesen die Leute mit der Hand auf mich und riefen mit herzlichem Lachen, oft ganz außer sich vor Vergnügen: „Ah—hah! Jeddo, Jeddo, Jokuhama!“ Ich hatte natürlich nur den Dialekt des Volks gelernt.

Dieser Einfluß der Hauptstadt ist aber über das Gebiet der Sprache weit hinausgegangen: er macht sich geltend im ganzen Cultur- und Bildungszustande. Daß Ackerbau und alle Gewerbe besser organisirt, mannigfaltiger gegliedert, höher cultivirt sind, kann als eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit betrachtet werden, die jede größere Stadt in ihrem Umkreise bedingt; aber es ist gleichzeitig der ganze Mensch, der auf einer höheren Stufe der Bildung steht. Während es dort zu den größten Seltenheiten gehört, daß

jemand selbst aus der Klasse der gemeinsten Lastträger nicht zu lesen oder zu schreiben vermöchte, ist diese Kunst in Nangasaki nur ausnahmsweise zu treffen. Um Jeddo sieht man die Kaufleute auf ihren Matten oder in ihren Buden jeden freien Augenblick benutzen, um zu lesen, und auf dem Felde traf ich oft die Arbeiter in den Stunden der Erholung lesend; so ist dort auch das ganze weibliche Geschlecht der Feder gewachsen, und befreundete Dienstmädchen correspondiren fast täglich mit einander. In Jeddo giebt es nicht allein große und zahlreiche Buchläden, sondern auch in vielen Läden anderer Art findet sich als ein kleiner Nebenzweig der Buchhandel; selbst Trödler, die ihre alten Waaren auf der Straße zum Verkauf auslegen, führen stets eine Partie Bücher darunter, jedenfalls ein Zeichen, daß die Nachfrage danach eine sehr bedeutende ist. — In Nangasaki ist es mir nicht gelungen, auch nur eine einzige Buchhandlung zu entdecken.

Mit der unentwickelteren Bildung — und das ist gewiß ein interessantes Factum — steht ein niedrigerer moralischer Zustand in Verbindung; die Moral ist hier allgemein locker; Diebstähle kommen häufiger vor und ich wurde von meinem Wirth stets ermahnt, mein Zimmer wohl verschlossen zu halten, woran ich in Jokuhama niemals gedacht hatte. Betreffs dessen,

was ich in meiner „Charakteristik“ über die drakonische Gesetzgebung gesagt habe, bin ich nun in diesem Nachtrage zur Ehre der Wahrheit schuldig, es doch als einen Irrthum bezeichnen zu müssen, wenn ich ihre strenge und allgemeine Durchführung eine staunenswerthe „Thatsache“ nannte. Möglich, daß ich für die Hauptstadt und ihren Umkreis Recht hatte; hier in Nangasaki erfuhr ich, daß es z. B. mit der Todesstrafe für die Diebstähle nicht so genau genommen werde. Das Verfahren ist folgendes. Der Angeklagte wird in's Gefängniß geworfen, und der Proceß gegen ihn verhandelt. Ist seine Schuld erwiesen und alle Nebenumstände festgestellt, so suspendirt der Gouverneur der Provinz den Gerichtshof für diesen Fall, d. h. das Urtheil, welches unzweifelhaft auf Tod lauten würde, wird gar nicht gesprochen. Unterdessen bleibt der Schuldige im Gefängniß; auf wie lange, weiß weder er, noch sonst Jemand. Der Gouverneur, der Einsicht in die Verhandlung genommen hat, läßt ihn nach mehrjähriger Haft frei, sobald er ihn genügend bestraft glaubt. Das schönste Prärogativ der Krone, die Gnade, hat also vielfach auf die Gouverneure delegirt werden müssen, um mit einem Gesetze regieren zu können, das man als solches nicht ändern will, das sich aber in stricter Durchführung wahrscheinlich als nhaltbar erwiesen hat. Auch hat es vielleicht den

tiefer liegenden Sinn, in der Justiz die Meinung nicht aufkommen zu lassen, als ob sie eine selbständige Macht im Staate sei, denn in jeder guten Despotie ist die Justiz nur eine Dienerin der Administration.

Die Bedeutung Japan's für den europäischen Markt.

Kein größeres Land der Erde ist so lange und so vollständig abgeschlossen gewesen, als Japan, selbst China niemals. Diese Abschließung war leichter als irgendwo anders, da Japan ein fernes Inselreich und seine Ufer gefahrvoll sind. Seit einem Decennium der alten und neuen Welt erschlossen, hat sich die Literatur, der Begierde des Publikums Folge gebend, mit allen Kräften dieses Feldes bemächtigt, und ein gegen Ende vorigen Jahres in Paris gedruckter Katalog giebt bereits 250 Werke an, welche über Japan erschienen sind.

Was ich von diesen Schriften gesehen habe, erweckt durchaus die Vorstellung von einer Glückseligkeit ohne Gleichen, von einem Ueberflusse an allem Bedarfe des Lebens, von einem unendlichen Reichthum an Natur-Produkten aller Art, kurzum von einer solchen allge-

meinen Zufriedenheit, daß die Zweifel des alten Kämpfer, der vor zwei Jahrhunderten hier lebte und schrieb, vollständig gerechtfertigt erscheinen, wenn er untersuchte, ob die verdorbene und hungernde alte Welt ein Recht dazu habe, sich mit diesem Lande der Glückseligkeit in Kontakt zu setzen.

Was ich aber in Wirklichkeit davon gesehen oder an Ort und Stelle davon gehört habe, ist doch nicht ganz im Stande gewesen, jene Anschauung zu bestätigen. Ich will es den Philosophen und Psychologen überlassen, den Begriff „Glück" zu definiren und muß für den vorliegenden Fall zugestehen, daß, wenn das Glück darin liegen sollte, daß man genügend zu essen hat, und andere Genüsse blos um deshalb nicht entbehrt, weil man sie nicht kennt, die Japaner glücklich genannt werden müssen. Es ist wahr, die Natur hat dieses Land nach einigen Richtungen hin reich gesegnet; ein mildes Klima, ein herrlicher Boden, alle Mittel zu einer erhöhten Kultur desselben überall zur Hand, ein Reichthum an cultivirten und wildwachsenden Nahrungspflanzen, — alles das macht das Leben in diesem Lande leicht, bequem und billig. Und in der That verarge ich es keinem Fremden, der diese Gestade betritt und den Eindruck eines glücklichen und zufriedenen Volkes empfängt, wenn er denselben durchweg als baare Münze nimmt. Wie ich nun auch

persönlich darüber denken mag, jedenfalls gestehe ich bereitwillig zu, daß die Verhältnisse hier so fremdartig, so ganz ohne ihres Gleichen auf der bekannten Erde sind, daß der uns anerzogene und angewöhnte Maßstab der Beurtheilung in vielen Fällen gar nicht anwendbar ist. Daß aber die anscheinend so vollständige Bedürfnißlosigkeit, die uns überall entgegentritt, wirklich im Charakter des Volkes liegt, wie Enthusiasten behaupten, wage ich doch zu bezweifeln. Wie wunderbar auch immer einzelne Menschen und ganze Völker organisirt sein mögen, immer werden sie die wesentlichen Merkmale der Gattung „Mensch“ an sich tragen müssen, und als ein ganz charakteristisches Merkmal dieser Gattung muß ich das Bestreben bezeichnen, sich zu vervollkommnen, den Kreis der Bedürfnisse zu vergrößern, und die Mittel zu ihrer Befriedigung herbeizuschaffen. Wäre dieses Streben nicht vorhanden, oder wäre es irgendwo gewaltsam unterdrückt, da müßte die „Arbeit“ zu einer ganz äußerlichen Nothwendigkeit herabsinken und aufhören, die Befriedigung eines sittlichen Triebes in uns zu sein, da müßte eine Stagnation, eine moralische Versumpfung eintreten. Ich wage — wahrscheinlich im Gegensatze zu allen meinen Reisegenossen und Reise-Vorfahren — die Behauptung, daß dieser Zustand in Japan soweit erreicht ist, als die menschliche Natur solche Anomalien zuläßt;

und wenn ich der Meinung bin, daß diese Bedürfnißlosigkeit eine erzwungene, erkünstelte und keineswegeѕ im Charakter des Volkes liegende ist, so wird diese Meinung sehr bedeutend unterstützt durch das Vorhandensein von Luxusgesetzen, welche, wie alle Gesetze in Japan, mit dem rücksichtslosesten Rigorismus aufrecht erhalten werden, Gesetze, welche jedem Stande genau seine Tracht, seine Lebensweise, den ganzen Kreis seiner Bedürfnisse vorschreiben. Wie hätten diese Gesetze wohl entstehen können, wenn nicht das entgegengesetzte Streben vorhanden gewesen wäre?

Genug, diese Luxusgesetze, die im genauesten Zusammenhange mit dem ganzen hier herrschenden Systeme stehen, sind einmal eine unleugbare Thatsache, und es entsteht für uns die interessante Frage, wie sich die nationale Arbeitskraft dieser Beschränkung gegenüber vertheilt und organisirt hat.

Entsprechend dem stärksten Naturtriebe im Menschen, dem Triebe der Selbsterhaltung richtet sich die erste Arbeitskraft einer Nation selbstverständlich auf die Production von Nahrungsmitteln und der Ackerbau bildet in der ganzen civilisirten Welt die Grundlage der socialen Entwickelung. Sobald dann noch für die beziehungsweise nothwendige Kleidung gesorgt ist, ist der enge Kreis der absolut nothwendigen Lebens-

bedürfnisse geschlossen. Man sollte denken, daß jedes Volk vernünftigerweise erst die Grundlage des Lebens sich sicher stellen wird, ehe es den durch die steigende Bodenkultur allmälig sich bildenden Ueberschuß an menschlichen Arbeitskräften an andere Arbeit setzt. Nirgends ist dieser vernunftgemäße Grundsatz reiner und schöner zu vollendeter Durchführung gekommen, als in Japan; und diese Sicherheit der Basis muß auf Jeden, der aus der alten Welt mit ihren chaotisch verworrenen und vielfach verschrobenen Lebensbeziehungen hierherkommt und ein Auge für solche Verhältnisse besitzt, einen außerordentlich wohlthuenden Eindruck machen. Wenn ich der enormen Preis-Schwankungen in der Skala unserer Nahrungsmittel, wenn ich der Last gedenke, mit welcher immer auf's Neue ein Theil der nationalen Arbeitskraft ihren alten natürlichen Bahnen entfremdet wird, ehe diese einen Ueberfluß daran darbieten, und wie die Arbeitskraft nun schließlich an allen Ecken und Kanten fehlt und überall nur Halbes geschaffen wird, so kann ich die Regierung dieses fernen abgeschlossenen Inselreiches, welche durch Jahrtausende stetig nach demselben Principe geführt wird, nicht unweise nennen. „Panem" — das erste Gebot für eine weise Regierung; und man kann das panem nicht wörtlich genug nehmen.

Wenn nun ein Land einen reichen und fruchtbaren Boden besitzt, so wird ein Ueberschuß an Arbeitskraft früher eintreten, als auf einem armen Boden. Gleichviel nun, ob hier in Japan der tiefe Reichthum des Bodens in den bebauten Thälern eine Abschwemmung der thonhaltigen Hügelketten ist, welche das ganze Land durchziehen, oder ob er das Produkt einer tausendjährigen Kultur ist, — genug, er ist da, und ein gewiß sehr erheblicher Ueberschuß an Arbeitskraft ist vorhanden und kann von dem stetigen Ueberschuß der Produktion erhalten werden. Wie wird dieser Ueberschuß verwendet?

Ein baumwollener oder seidener, bis auf die Knöchel reichender enger Rock, ein Gürtel mit 1 bis 2 Schwerdtern darin, bei den Vornehmeren ein kurzer Crêpe-Rock darüber, ein Paar Strohsandalen, — das ist die Kleidung derjenigen Stände, die überhaupt gekleidet geht. Der gemeine Mann, der Arbeiter, in den Städten wie auf dem Lande, geht gewöhnlich nackt, ein einfaches weißes oder blaues Tuch um den Lenden geschlungen. Setzen wir dies in Parallele zu der Masse von Winter- und Sommerkleidern, deren wir bedürfen, so müssen wir erkennen, das hier die zweite Stufe der nationalen Arbeit, die Sorge für die Bekleidung, erheblich weniger Arbeitskraft verlangt als bei uns. Ob die zwei Schwerdter, welche jeder Beamte

und Edelmann in seinem Gürtel trägt, zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen gehören, wage ich nicht zu entscheiden.

Der herrliche und billige Stoff, welchen die Seidenraupe darbot, das Gedeihen der Baumwollenstaude gaben ein ebenso bequemes und sicheres Material für die Kleidung, wie es der Reis für die Ernährung lieferte. Aber es ist natürlich niemals mehr Seide und mehr Seidenwaare geschaffen, als der Bedarf der Nation erforderte, denn die allgemeinen Gesetze des Verkehrs gelten auch hier und müssen grade so gelten, wie in der ganzen übrigen Welt, — auch hier resultirt aus der Nachfrage nicht nur der Preis des Produkts, sondern auch die Summe der Produktion.

Sehen wir uns nun in den Häusern um. Die luftigen und leichten Häuser mit rings herum vorspringenden Dächern sind durchgängig aus Holz gebaut; seitwärts in einander verschiebbare Thüren, mit Papier statt des Glases verklebt, müssen zugleich die Stelle der Fenster vertreten, die man nicht kennt. Alle benutzten Räume des Hauses sind mit dicken, zierlich geflochtenen Binsenmatten belegt, auf denen man sitzt, liegt und schläft, die also die Produktion von Stühlen, Betten, Bänken und theilweise auch von Tischen entbehrlich machen; ein kleines niedriges Tischchen, ein transportabler Thon- oder Metall-Heerd

für einen Kupferkessel oder einige Theekannen, eine Etagere mit einigen Schubläden, — und die Ausstattung aller japanischen Wohnzimmer ist vollendet. Mit wie geringer Arbeitskraft werden diese Bedürfnisse gedeckt im Vergleiche zu derjenigen, welche bei uns nothwendig ist, um heutzutage das Wohn- oder gar das Putzzimmer eines gewöhnlichen Bürgers auszustatten.

Da also das Leben und die Deckung aller nothwendigen Lebensbedürfnisse so billig, die Nachfrage nach Arbeitskraft außerdem geringe ist, so folgt daraus eine staunenswerthe Billigkeit des Arbeitslohnes. Der erste Effekt einer überflüssigen Arbeitskraft und billigen Tagelohnes wird aber bei Mangel anderweiter Verwendung der sein, daß sich die Qualität des Produkts verbessert; und da hier „Zeit“ weniger „Geld“ ist als irgendwo anders, wird es erklärlich, daß die Nation das, was sie producirt, solide und elegant liefert. Von der Natur mit einer wunderbaren Geschicklichkeit im Gebrauche ihrer Hände begabt (wie alle Bewohner des Ostens), sind die Bewohner dahin gedrängt worden, sich in einzelnen bestimmten Richtungen ganz außerordentlich zu vervollkommnen, ja sich bisweilen in Spielereien zu verlieren. Alle Fantasie, aller Kunstdrang des Menschen wird sich unter diesen Umständen in wenigen Richtungen concentriren.

Japan's Seidenfabrikate sind so vorzüglich, als eine ohne Hilfe von Maschinen entwickelte Technik sie irgend zu liefern vermag; seine Metall-Arbeiten verdienen in einigen Zweigen (Schwerdter, Bronce-Vasen, Kohlenbecken) die höchste Bewunderung und erheben sich nicht selten zu den schönsten Kunstleistungen; seine Tischler- und Lack-Waaren sind sauber und elegant gearbeitet.

Aber bei der Kleinheit des inländischen Bedarfs in allen diesen Dingen kann die volle Arbeitskraft dieses mühsamen, thätigen und nüchternen Volkes nicht consumirt werden. Wo steckt sie denn? Um dies verstehen zu können, müssen wir einen kurzen Einblick in die politischen Verhältnisse des Landes thun. Das Land ist despotisch regiert, und wer dies bestreitet, kann nur solche Gründe dagegen anführen, welche vielleicht den Despotismus eines Einzelwillens widerlegen, aber dafür das Dasein einer Oligarchie beweisen, die sich noch überall als die schlimmste Species des Despotismus erwiesen hat. Ein Feudal-System mit einer so fein und so durch und durch gesetzlich ausgearbeiteten Nüancirung, wie wir es bei uns selbst zur Zeit seiner höchsten Blüthe niemals gekannt haben, schießt mit seinen Wurzeln bis in die untersten Schichten der Bevölkerung und durchdringt alle Lebensbeziehungen. Der oder die Despoten haben nun ein

natürliches Interesse daran, daß der hohe Adel, der Inhaber alles Grund und Bodens, nicht zu mächtig werde; die kaiserliche Regierung bedarf daher eines mächtigen Heeres von Soldaten, Beamten und Polizisten, und da jeder Edelmann, jeder Beamte, jeder Officier wieder von einem Spion bewacht ist, ein ebenso großes Heer von Spionen. Die ganze gesellschaftliche Ordnung wird nicht von der etwa bei uns üblichen Anzahl von Beamten geleitet, sondern nebenbei unsichtbar von einem eben so großen Heere von Spionen überwacht. Es ist wahr, die Japaner scheinen moralisch gut zu sein; sie stehlen nicht und morden selten; aber diese Moralität ist nicht die freie, im Herzen oder im besseren Wissen begründete; sie ist nur das werthlose Produkt der Furcht vor dem drakonischen Gesetze und dem Alles überwachenden Auge der Spione. Welche Summe von Arbeitskraft entzieht ein solches System der Produktion von Dingen, die dem Comfort und der Weiterentwickelung der Nation gewidmet sein könnten.

Nun gehört ferner aller Grund und Boden dem Adel des Reichs und ist in Lehen und After-Lehen vergeben. Da der Ackerbau eines Adligen durchaus unwürdig ist und der Landwirth erst auf der sechsten und zwar vorletzten Stufe der gesellschaftlichen Ordnung steht, wird alles Land in kleinen Parcellen pacht-

weise vergeben; und da die Regierung die Circulation von großen Geldsummen im Lande zu verhindern bestrebt ist, um die Anhäufung flüssiger Kapitalien in einzelnen Händen unmöglich zu machen, so darf die Pachtquote eines Ackers niemals in einer fixirten Geldsumme bestehen; sie wird vielmehr naturaliter in einem Procentsatze von der Erndte geliefert und besteht, je nach den Verhältnissen des Bodens und der Gegend, aus 30—60 Procent derselben. Hieraus folgt, daß durchschnittlich beinahe die Hälfte des gesammten Ackerbau-Ertrages sich naturell in den Händen der Großen befindet, welche damit das Heer ihrer Special-Beamten und Special-Spione zu bezahlen und einen Theil ihrer Abgaben darin zu entrichten haben. Es liegt ihnen nahe (wie allen Asiaten), den etwaigen Ueberschuß durch eine reichliche Dienerschaft zu verwerthen, als ein Attribut und äußeres Zeichen ihrer Macht. Daß dies aber geschieht, damit nicht zu der politischen Machtstellung des Adels sich noch die keineswegs verkannte intensive Gewalt des Geldes geselle, — auch dafür trägt die Regierung noch indirekt Sorge. Sie schreibt dem Adel vor, je nach seiner Bedeutung einige oder mehrere Monate bei Hofe in Jeddo zu residiren, und zwar ist Jedem dabei die Größe seines Gefolges vorgeschrieben. Was etwa von baarem Gelde sich in den Händen des

Adels anhäufen sollte, fließt bei dieser Gelegenheit sicher wieder davon.

Wenn nun die eine Hälfte der Nation gebraucht wird, um die andere zu regieren, wenn überall da, wo Kraft und frisches Blut sich bildet, sofort ein gesetzlicher Aderlaß applicirt wird, so liegt es auf der Hand, daß der ökonomische Stoffwechsel im Leben der Nation träge ist, daß ein irgend nennenswerther Ueberschuß an Produktion nicht vorhanden sein kann, und daß die natürliche Fruchtbarkeit eines Landes und die Spannkraft eines Volkes zu bewundern ist, welche ein solches Drohnen-Verhältniß in der Arbeitstheilung auf die Dauer zu ertragen im Stande ist.

Fragen wir nach diesen nothwendigen einleitenden Bemerkungen also nach der Bedeutung Japan's für den Europäischen Markt und richten wir unser Auge zunächst auf das, was dieses Land an uns abgeben kann, so müssen wir finden, daß es bis jetzt im Ganzen nur unbedeutend sein kann. Nichts war hier darauf vorbereitet, als Japan in die Völker-Bewegung eintrat, irgend etwas für den Export zu produciren; die Arbeitskraft der Nation war vielmehr mit äußerster Geschicklichkeit so organisirt, daß nur der Bedarf der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, dieser aber reichlich gedeckt wurde. Japan kann gegenwärtig an uns abgeben: etwas Seide, Thee, Kupfer und Lack-Waaren.

Als ich vorhin das Japanische Seiden-Fabrikat rühmte, that ich es mit der Reserve: „soweit eine ohne Hilfe von Maschinen entwickelte Technik sie zu liefern vermag.“ Diese Reserve glaubte ich der alten Welt schuldig zu sein und halte sie für vollständig gerechtfertigt. Nicht die Schönheit des Fabrikats kann es auf unserem Markte einheimisch machen, sondern nur seine Billigkeit, verbunden mit der Vortrefflichkeit seines Roh-Materials. Die Rohseide ist freilich unübertrefflich in der Welt; vielleicht nicht in der Feinheit des Fades, aber sicher in seiner Kraft, seiner Farbe, seinem Glanze und in der Milde und Weichheit seines Gefühls. Dem Englischen und Amerikanischen Markte, die nicht mit Schutzzöllen belastet sind, kommen sowohl die Güte des Rohmaterials, als die Billigkeit des Fabrikats zu Gute. Die Bewohner des Zollvereins, der, um die „nationale Arbeit“ zu schützen, einen Einfuhrzoll von 100 Thlr. per Centner des Fabrikats stipulirt hat, können selbstverständlich nur aus einen Factor, der Güte des Rohmaterials, Vortheil ziehen. Es wäre indessen doch nicht unmöglich, daß das geöffnete China und Japan zusammen uns mit der Zeit zwingen, den Zoll noch weiter zu erhöhen, um die Fabrikation im Inlande zu erhalten, was die Konsumenten theuer bezahlen müßten, oder das ganze System aufzugeben, was die Producenten

mit Recht schmerzlich beklagen wurden. Videant Consules!

Um ein Beispiel zu geben, in wie enormen Progressionen der Export von Seide aus China sich steigert, entnehme ich einer der letzten Nummern des North-China-Herald mit Weglassung der Zwischenglieder die folgende Angabe:

Im Jahre 1844/45 betrug die Ausfuhr aus Shangai 6433 Ballen Seide.

Im Jahre 1858/59 . . . 85970 Ballen Seide.

In Jokuhama betrug die Ausfuhr in den drei Monaten Juli, August und September 4124 Ballen im Werthe von etwa 2 Millionen Thalern und wird am Schlusse dieses ersten Jahres, in welchem der Hafen überhaupt geöffnet ist, die Ausfuhrsumme des ersten Jahres von Shangai jedenfalls weit übersteigen, vorausgesetzt, daß die Japanische Regierung, welche überall als Regulator des Handels und als erster Kaufmann auftritt, es wünscht oder erlaubt; denn gegenwärtig und zwar seit Monaten fast ist es unmöglich, auf hiesigen Markte Rohseide zu kaufen, da die Preise zu hoch gehalten werden. Wenn die hiesigen Europäischen Kaufleute der Meinung sind, daß dies und aus politischen Gründen auf Befehl der Regierung geschehe, so kann ich diese Meinnng nicht ganz theilen; ich glaube vielmehr, daß der Aufschlag eine ganz natür-

liche Folge der bisherigen Produktions-Verhältnisse gewesen ist. Die überflüssigen Vorräthe sind verkauft, da das Land auf den Export nicht eingerichtet war. In einem Lande nun, in welchem keine Eisenbahnen, Telegraphen, selbst nicht Posten vorhanden sind, ist der einzelne Kaufmann nicht im Stande, wie bei uns, sich ein Bild von dem vorhandenen Vorrath der Nachfrage gegenüber zu machen, während die Regierung durch die genauesten statistischen Details vollkommen befähigt ist, das gesammte Feld zu überblicken.*) Es mag unter diesen Umständen und in diesem Falle nicht unweise sein, jedenfalls ist es consequent, wenn sie regulirend auftritt. Es sind das aber materielle und keine politischen Gründe.

Der Export von Thee wird, wie ich glaube, den Europäischen Markt weniger und in keinem Falle direkt influiren. Ich vermag nicht zu sagen, ob der Japanische Thee besser oder schlechter ist, als der Chinesische, da ich nicht Kenner genug bin; doch darf ich dreist behaupten, daß der hiesige Thee ein Getränk ist, welches weder in Lieblichkeit des Geschmacks, noch im Aroma irgendwie mit demjenigen Thee zu vergleichen ist, den wir in Europa unter diesem Namen

*) In Japan ist eine staatliche Controlle über das gesammte Verkehrswesen vorhanden; an jedem Thore sitzen Beamte, welche genau Alles notiren, was heraus oder hinein kommt, sowohl Waaren als Menschen. Wie weit dies Material statistisch benutzt wird, steht dahin.

zu trinken gewohnt sind; dies soll aber auch allerdings mit dem Chinesischen Thee der Fall sein, und Fortune, ein berühmter Englischer China-Reisender, der ebenso unterrichtet als gewissenhaft ist, giebt an, daß der zum Export aus China bestimmte Thee dort eine ganz besondere nochmalige Zubereitung erfährt, bei welcher er durch eine aromatische Mischung für uns parfümirt wird. Da die Japaner diese Verfeinerungs-Methode noch nicht kennen und ihr Thee für uns noch gleichsam ein Roh-Thee ist, so muß das zur Versendung bestimmte Quantum erst nach China verschifft werden, um von dort gleichsam als ein Thee-Fabrikat nach Europa zu gelangen. Der Vortheil, der daher aus dem Japanischen Thee erwächst, wird wohl vorläufig Europa nicht erreichen, sondern den Japanischen und Chinesischen Hafenstädten verbleiben.

Auch der Export von Kupfer kann, so lange die Regierung ihre handelspolitischen Ansichten nicht verändert, von keiner Erheblichkeit werden. Die Ausfuhr von Roh-Kupfer ist überhaupt verboten. Nichtsdestoweniger sind, wohl hauptsächlich als Proben, 1014 Zoll-Centner Kupfer in der Zeit vom 1. Juli bis zum 1. October d. J. exportirt und zwar, um das Ausfuhrverbot zu umgehen, in der Form von Blechen, Draht und Nägeln, zum Preise von etwa 20 bis 22 Thlr. per Centner. Ich vermuthe, daß

dieser Preis sich übrigens wenig über den Preis des Roh-Kupfers erhebt, das bis jetzt im Handel nicht vorkommt; denn was kann wunderbarer sein, als das Faktum, daß Draht nur um 2 Thlr. theurer ist als Bleche, und auch dies nur größtentheils, weil Draht begehrter war. Gewiß ein schlagender Beweis von der kaum glaublichen Billigkeit des Arbeitslohnes.

Worauf sich der Glaube an einen fabelhaften Reichthum an edlen Metallen gegründet hat, ist schwer zu sagen. Da das Land gleichmäßig bevölkert sein soll, da Bergwerke in Kupfer, Blei und Zinn vorhanden sind, so wäre es wunderbar, wenn Gold- und Silber-Schätze dem Auge der Japaner entgangen oder wenn ihnen der hohe Werth dieser Metalle unbekannt geblieben sein sollte. Soviel steht fest, nirgends sieht man eine goldene Verzierung oder einen Schmuck irgend welcher Art, und die wenigen circulirenden Goldmünzen, deren Ausfuhr bei Todesstrafe verboten ist, werden mit 15 bis 20 Prozent über ihren gegenwärtigen Silberwerth bezahlt. Dies spricht aber entschieden gegen einen Reichthum an Gold, dessen hoher reeller Werth noch von keinem Cultur-Volke verkannt ist. Ich komme darauf noch zurück.

Nicht unmöglich ist, daß ein Artikel sich Bahn bricht, den Japan mit Leichtigkeit und in Ueberfluß erzeugt, das ist Oel. Es giebt hier nicht allein eine

Menge von Bäumen, deren Früchte zur Oelgewinnung benützt werden, sondern auch der Ackerbau beschäftigt sich mit der Cultur zahlreicher Oelpflanzen. Der Einkaufspreis stellt sich hier auf 5 bis 7 Thaler per Centner. Eine Probesendung ist bereits nach Hamburg gegangen, aber es war während meiner Anwesenheit noch nicht bekannt, welches Resultat damit erzielt ist. Bemerkt muß allerdings werden, daß das Raffinir-Verfahren noch Manches zu wünschen übrig läßt.

Mit Salpeter zu technischen Zwecken müßte ein Versuch gemacht werden; er scheint von sehr schöner Qualität zu sein, indessen kann darüber mit Sicherheit nur eine chemische Analyse entscheiden. Für die Landwirthschaft als Düngemittel kann er nicht von Bedeutung werden, denn er ist theurer als der Chili-Salpeter und stellt sich hier auf 9 bis 13 Thlr. per Centner.

Unter den Lebensmitteln nimmt in Japan wie im ganzen Osten der Reis die erste Stelle ein und scheint als die Basis aller Ernährung betrachtet zu werden, denn seine Ausfuhr ist verboten; ja ein Theil des Tributs, den die Lew-Chew-Inseln an Japan zu entrichten haben, ist ausdrücklich in Reis stipulirt, der also noch importirt wird. Was an Bohnen (wohl hauptsächlich zur Soja-Bereitung) und etwa an Weizenmehl nach China exportirt wird, ist von keinem Belange.

Wenn wir aus dieser kurzen Uebersicht resumiren, so kommen wir in Betreff der Exporten-Frage, nachdem wir aus den Fabeln und Mythen, welche durch phantastische Federn bei uns verbreitet sind, die nackten Thatsachen herausgeschält haben, zu dem Schlusse, daß die alte Welt in Japan ein Land mit einer großen, aber noch gebundenen und ruhenden Arbeitskraft gewonnen hat. Ehe diese Arbeitskraft entfesselt und geweckt wird, werden noch Decennien vergehen, muß sich in Japan erst eine (hoffentlich aber schwerlich) friedliche sociale und politische Revolution vollziehen.

Da kein Land auf die Dauer von einem anderen Lande kaufen kann, ohne gleichzeitig an dieses Land zu verkaufen, so ist die andere für uns vielleicht noch wichtigere Seite der Frage: was können wir nach Japan importiren, um seine Exporten zu bezahlen? Haben wir bisher die Arbeitskraft der Nation untersucht, so haben wir jetzt seine Consumtionskraft zu prüfen.

Hier stehen wir vorläufig einer vollständigen tabula rasa gegenüber. Ganz in Uebereinstimmung mit der bereits besprochenen Bedürfnißlosigkeit der Japaner kann mit voller Bestimmtheit ausgesprochen werden: Es giebt bis jetzt keinen Europäischen Artikel, der auf ein wirkliches Bedürfniß der Japaner gestoßen wäre,

und selbst keinen, dessen sich ihre Fantasie oder ihre Liebhaberei bemächtigt hätte, wie wir nicht selten im großen Völkerverkehre ganz unerklärliche Leidenschaften für irgend ein Fabrikat auftauchen sehen. Man kann von keinem bis jetzt importirten Artikel behaupten, daß er eine dauernde, gleichmäßige und Zukunft versprechende Nachfrage gefunden habe. Es ist wohl bisweilen plötzlich in irgend einem Zweige ein unvermuthet günstiges Geschäft gemacht worden; darauf gegründete Spekulationen haben zu den herbsten Verlusten geführt, denn ebenso schnell war die Nachfrage verschwunden. Der ganze europäische Export ist bis jetzt Hazard und nichts als Hazard.

Man könnte sehr leicht das Beispiel des englischen Times-Correspondenten in China, des sehr ehrenwerthen George Wingrode Cooke nachahmen, der vor einigen Jahren in einer Correspondenz aus Shangai etwa wie folgt, deklamirte: „China hat ungefähr 300 Millionen Einwohner; alle, Männer wie Weiber, tragen Hosen; alle tragen baumwollene Hosen; alle tragen blaue Hosen; folglich werden in China jeden Morgen 300 Millionen blaue baumwollene Hosen angezogen. Was macht Manchester? Baumwollen-Zeuge. Was kann also Manchester Besseres machen als blaue baumwollene Hosen?“ Solche Rechnungen lassen sich natürlich aufstellen, aber kein ehrlicher Mann kann sie

empfehlen und kein reeller Kaufmann wird ein Geschäft darauf begründen. Die beste Chance scheinen hier allerdings unter allen Umständen noch baumwollene und leichte wollene Fabrikate zu haben: aber wie in allen Zweigen müssen auch hier die Abzugs-Kanäle erst künstlich geschaffen werden. Entweder müssen sich die Japaner an unsern Geschmack gewöhnen und unsere Muster und Breiten acceptiren, oder wir müssen unsern Webstuhl nach dem japanischen Geschmacke construiren; beides aber ist nicht so leicht und so rasch gemacht, als man denken sollte. Wenn aber auch bereitwillig zugestanden wird, daß diesem Import-Artikel wahrscheinlich ein belangreiches Geschäft bevorsteht, so kann doch die Frage aufgeworfen werden, ob es auch ein dauerndes zu werden verspricht. Ich gebe dabei Folgendes zur Erwägung. Erstlich erzeugt Japan mit Leichtigkeit eine Baumwolle von vortrefflicher Qualität, hat also sein Rohmaterial für die bloßen Produktionskosten. Ferner: das Arbeitslohn ist hier 10—15 mal billiger als in England, und die Nation eben so geschickt als fleißig. Wenn England, das sein Rohmaterial aus fernen Erdtheilen kaufen muß und bei seinen hohen Arbeitslöhnen dennoch sein Fabrikat mit Vortheil 5000 Meilen weit bis nach Japan verschiffen kann, so ist der Grund davon einfach in der wundervollen Gewalt der Maschine zu suchen, deren Bedeu-

tung darin liegt, daß sie 20—30 oder mehr Arbeitslöhne in einem einzigen combinirt, daß dort 1 Mensch verrichtet, wozu hier 30 gehören. Denkt man sich nun aber dieselbe Maschine, die jetzt in England arbeitet, nach Japan versetzt, so müßte man schließen, daß Japan zuletzt befähigter werden muß, baumwollene Fabrikate nach England zu schicken, als umgekehrt. Ich will freilich nicht bestimmen, wie viel Jahre dazu gehören werden, da der Japaner sich bis jetzt in allen Produktionszweigen ohne Ausnahme nicht über die rohesten und einfachsten Handwerkszeuge erhoben hat und der Begriff der Maschine ihm völlig fremd ist. Es mögen daher diese Artikel immerhin noch für geraume Zeit eine Absatzquelle für England, Nordamerika und allenfalls für die Schweiz und Holland bleiben; wir Bewohner des Zollvereins, die wir unsere Baumwollen-Fabrikate nur mit Hilfe von Zöllen gegen das Ausland vertheidigen können, dürfen wohl schwerlich daran denken, mit England auf fernen Märkten concurriren zu wollen.

Neben den Manufakturen existirt eigentlich nur noch ein Import-Artikel, der werth wäre, als solcher bezeichnet zu werden; das ist Zink, ein Artikel, an dem wir in Deutschland und Belgien direkt betheiligt wären. Doch gebe man sich auch hier ja nicht der übereilten Hoffnung hin, daß dieser Artikel massenhafte

praktische Verwendung (wie etwa zum Dachdecken), und darum Nachfrage gefunden habe. Seltsamerweise hat die Regierung von der ersten Sendung an, die herüberkam, den bei weitem größten Theil für eigene Rechnung gekauft, ohne daß man eine Verwendung dafür sieht. Dasjenige, was durch Kaufleute acquirirt und ins Innere versendet wird, dient offenbar zur Legirung anderer Metalle, worin die Japaner eine große Fertigkeit besitzen. Wohl möglich, daß die Regierung es in ihren Militair-Werkstätten zu gleichen Zwecken verwendet. Die letzten Sendungen lagen noch unverkauft auf Lager, und ich habe mehrfach schlesischen Zink gesehen mit der Marke „Silesia-Hütte“. Da der Durchschnittspreis sich dort nicht über 10—11 Thaler pro Centner erhoben hat, so folgt daraus (vorausgesetzt, daß man für Fracht und Spesen den hohen Satz von 50 % veranschlagt), daß eine einigermaßen sichere Spekulation darauf von Deutschland aus erst dann beginnen kann, wenn der Einkaufspreis unter den dortigen Durchschnittspreis von 6½—7 Thaler heruntergegangen ist. In diesem Falle kann das Geschäft dann sehr gewinnreich werden, wenn die Sendung in Japan gerade hohen Preisen begegnet, denn es sind auch schon 14 Thaler pro Centner gezahlt worden. Jedenfalls bietet Zink den großen Vortheil dar, daß er leicht verfügbar ist, und bei seiner immer

allgemeiner werdenden Verbreitung in ganz Ost-Asien mit Leichtigkeit nach irgend einem andern Platze geworfen werden kann.

Alles Andere ist ohne Belang, oder es wird nur von den dortigen Ansiedlern selbst verbraucht, oder es ist gar Fabel. Ich erinnere mich, daß ich zu Hause Uhren und Wein als in Japan besonders begehrte Artikel nennen hörte. Ich habe dort große Uhrenlager vorgefunden, aber Alles, was ich von ihnen zu sagen weiß, ist, daß sie Lager geblieben sind. Die Japaner, die eine andere Stundeneintheilung haben, als wir, und die unsere Zahlen nicht kennen, haben wohl einige Uhren gekauft, aber offenbar nur als Muster, um für ihren Zweck geeignete danach zu construiren. Von Weinen scheinen sie nur dem Champagner Geschmack abzugewinnen, und der ist ihnen zu theuer. Sämmtlicher bis jetzt importirte Wein wird von den hiesigen Europäern getrunken. Zum Ueberfluß sei noch bemerkt, daß die japanische Regierung den fast prohibitiven Zoll von 35 % des angegebenen Werthes darauf stipulirt hat; sie besitzt außerdem das Recht, wenn ihr der angegebene Werth irgend eines zur Verzollung gebrachten Artikels der Zollersparung wegen zu niedrig angesetzt scheint, ihn für den angegebenen Werth für eigene Rechnung zu acquiriren.

Ich bedauere, daß alle angewendete Mühe, eine

Exporten- und Importen-Liste von irgend welchem Werthe aufzustellen, vergeblich gewesen ist. Der ganze Betrieb des dortigen Handels ist noch zu neu, zu embryonisch. Es besteht noch kein Markt, keine Börse, kein Maklergeschäft, und es ist darum ganz unmöglich, die Summe der umgesetzten Waaren und ihre Preise genau zu fixiren. So viel aber glaube ich mit annähernder Sicherheit angeben zu können, daß die Total-Summe des Import-Werthes kaum 30 % des Export-Werthes beträgt, und daß demnach die Differenz der Werthe durch eine Silber-Einfuhr gedeckt werden muß.

Wenn nun unter den Weigerungsgründen, welche die japanische Regierung weiteren Vertrags-Abschlüssen mit anderen Nationen entgegensetzt, auch der angeführt wird: die Regierung befürchte, daß bei dem steigenden Export alles Silber Europa's dorthin fließen werde, daß aber all dies Silber sie nicht vor dem Verhungern schützen könne, so klingt das zwar für den ersten Augenblick außerordentlich lächerlich und kann als köstliches Beispiel eines logischen Cirkels gelten, hat aber von seinem einseitigen Standpunkte aus doch eine nicht zu verkennende Berechtigung. Wenn nicht darauf hingewirkt wird (und das liegt weniger in dem Bedürfniß oder im Geschmack des Volkes als im Belieben der Regierung), daß die Valuta des Exports durch

importirte Waaren ausgeglichen wird, so muß die vermehrte Silber-Einfuhr den Silberwerth im Lande herabdrücken, oder mit anderen Worten: alle inländischen Erzeugnisse und schließlich auch die Produkte des Ackerbaues müßten theurer werden.

Dies führt uns auf die Geldverhältnisse des Landes, aus denen eine neue Schwierigkeit für den Handel entspringt. Worauf es auch beruhen möge, so viel steht fest, daß das Valuten-Verhältniß zwischen Gold und Silber in diesem Lande ein von der ganzen übrigen Welt verschiedenes gewesen ist, — und zwar stand das Gold bei weitem niedriger. Die landesübliche Münze ist der Itzibu = 1/3 mexikanischem Dollar = 1/2 preußischem Thaler. Als der neue Hafen von Jokuhama, unterhalb Jeddo, den Europäern vor einem Jahre geöffnet wurde, fanden sie die landesübliche Goldmünze, den Kobang, im Werthe von 4 Itzibu vor; gegenwärlig ist der Cours des Kobang 14—15 Itzibu. Die ersten, größten und sichersten Geschäfte, welche dort gemacht wurden, waren Geldgeschäfte und beruhten auf dem vorgefundenen Valuten-Verhältnisse. Wenn irgend etwas die Idee eines californischen Wunderlandes in den Köpfen der alten Welt erzeugt hat, so ist es dieser schnell vorübergegangene Glanz eines gewinnreichen Wechselgeschäfts. Der jetzige Zustand mußte selbstverständlich sehr bald eintreten. Gold-

Ausfuhr auf der einen und Silber-Einfuhr auf der andern Seite mußten das gegenseitige Werthverhältniß sehr bald alteriren, und es ist in der That so weit alterirt worden, daß der Verkauf von Gold oder Goldmünzen an Europäer den Japanern bei Todesstrafe verboten ist. Als Europa und Amerika ferner ihre Traktate mit Japan schlossen, war die Einführung eines nach beiden Seiten hin regulirten Werthmessers nothwendig. Sonderbarerweise ist in ganz Ost-Asien, von Singapore durch China und die Philippinen der mexikanische Dollar die einzige vermittelnde Circulations-Münze geworden; dieser mexikanische Dollar wurde auch hier in allen Verträgen im Werthe von 3 Itzibu dem internationalen Verkehre zu Grunde gelegt. Gleich nach Abschluß der Traktate setzte jedoch die japanische Regierung treulos den Cours des Dollars auf 2 Itzibu herab, und beschränkte sich darauf, den fremden Residenten und Consuln monatlich eine Summe in Höhe ihres angegebenen Gehaltes mit 3 Itzibu per Dollar zu verwechseln. Die Folge davon war, daß er von den japanischen Kaufleuten auch nur zu 2 Itzibu verrechnet wurde, und daß die Waare für den Export im Preise stieg. Während die Regierung also den Dollar von den Unterthanen zu 2 Itzibu einkauft, beweist sie auf der andern Seite durch die Umwechselung an die Consuln, daß sie den Werth von

3 Itzibu für gerechtfertigt hält. Wahrscheinlich verdient sie auch hierbei noch. In der That eine sinnreiche Art, Geschäfte zu machen, auf die Gottlob doch noch keine europäische Regierung verfallen ist, selbst nicht der quondam Herzog von Monaco.

Da nun der Importen-Handel den Werth der Exporten noch lange nicht deckt, muß der mexikanische Dollar baar nach Japan gelegt werden und kostet daselbst 47—48 Silbergroschen; es bezahlt daher der europäische Kaufmann, dem auf diese Weise (beim Course von 2 Itzibu per Dollar) jeder Itzibu etwa 24 Sgr. kostet, allen Export um 33 % theurer, als er ihn sonst nach dem traktatmäßigen Course von 3 Itzibu per Dollar bezahlen würde. Wie lange die europäischen Regierungen, wie lange Amerika dieses Unwesen dulden werden, und welche Mittel sie anwenden können, um es zu beseitigen, das ist einem in allen seinen Theilen noch so unbekannten Lande gegenüber, als Japan ist, schwer zu sagen. Uebrigens fängt gegenwärtig der Dollar an, sich wieder zu heben.

Haben wir vorhin das so wesentlich alterirte Verhältniß zwischen Silber und Gold erwähnt, so bleibt uns noch übrig, einen Blick auf das Verhältniß zwischen Silber und Kupfer zu werfen. Gegenwärtig gehen 16 Tempo, große Kupfermünzen, auf die Silbereinheit eines Itzibu; wenn dies Verhältniß, wie man

in einem abgeschlossenen Staate annehmen sollte, auf das reelle in diesem Lande vorhandene Quantum in beiden Metallen gegründet ist, so muß die vermehrte Silbereinfuhr nothwendig ebenso bewirken, daß jeder einzelnen Silbereinheit weniger Kupfereinheiten gegenüber stehen, mit anderen Worten, daß nicht nur das Gold, sondern auch das Kupfer theurer wird. Würde dieser Fall eintreten, so würden dadurch allerdings Veränderungen im Haushalte der Nation entstehen, die ich für weit wichtiger erachte, als die durch die veränderte Gold-Valuta erzeugten; denn das Kupfer ist hier viel mehr wie in der alten Welt für allen Tagelohn, für alle kleinen Lebensbedürfnisse und namentlich für Nahrungsmittel die allein übliche Münze. Es giebt in Japan keine Silbermünze unter dem Werthe von 4 — 5 Silbergroschen. Wenn also das Kupfer theurer wird, erhält zunächst der Lohn- und Handarbeiter, der Landmann, der Gärtner entweder in derselben Summe als bisher weniger als bisher und wird ärmer, oder er erhält nominell mehr als früher, und damit ist der höhere Preis für alle Waaren gegeben.

Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß ich die Richtigkeit dieser Deduktion in ihrer ganzen Ausdehnung nur für Japan aufrecht erhalte, und daß mir die theilweise veränderte Wirkung einer vermehrten

Silbereinfuhr in irgend einem Staate der alten Welt sehr wohl bekannt ist. Wir haben Staats-Schuldscheine, haben Pfandbriefe, haben ein ganzes Heer von Industriepapieren, Eisenbahn-Actien, Bergkuxen, haben ein Disconto für lange und kurze Wechsel, — in deren Preis und Zinsfuß sich zunächst ab- und zuströmende Baarmittel abspiegeln; aber in einem Staate mit so einfachen und natürlichen Verhältnissen als Japan bleibt die Höhe des Arbeitslohnes nicht nur der nächste sondern auch der einzige Exponent des vorhandenen Reichthums. Bei dieser Gelegenheit glaube ich einen schlagenden Beweis von der geringen Produktion des japanischen Reiches geben zu können. Der hypothekarische Zinsfuß beträgt hier in den seltenen Fällen, daß Jemand Geld zu verleihen und ein Anderer ein Interesse hat, solches zu borgen, 1—1½ Procent. Ein solcher Zinsfuß könnte unter anderen Verhältnissen auf einen Ueberfluß an Geld schließen lassen, in Japan kann nur der Schluß einer vollendeten Stagnation daraus gezogen werden.

Diese Verhältnisse werden sich durch den Verkehr mit der alten Welt ändern; die Produktion wird den Stachel erhalten, der ihr bisher gefehlt hat und trotz des anfangs zuströmenden Silbers wird Arbeitslohn und Zinsfuß steigen, doch schwerlich so viel, daß der damit eventuell steigende Preis der Produkte ihren

Bezug unmöglich macht; es ist im Gegentheil anzunehmen, daß die im Innern erwachende Concurrenz, daß die steigende Vervollkommnung in der Bearbeitung des Rohmaterials das Fabrikat mit der Zeit sogar billiger herstellen wird. Seide und Thee werden aber unter allen Umständen ebenso die vornehmsten Positionen im Export, wie Shirtings im Import bilden, und sind die einzigen Artikel, die vor der Hand eine Groshandels-Bedeutung für den europäischen Markt haben.

Es sei mir gestattet, zum Schlusse noch einen Blick auf die Bedeutung Japans für den deutschen Markt speciell zu werfen. Was wir nehmen können, wird allerdings nicht so schwer und ohne große Experimente zu bestimmen sein; es entscheidet darüber einfach der Durchschnittspreis dieser oder jener Waare im Vergleiche zu dem unsrigen; denn Alles, was überhaupt zu uns gebracht werden kann, findet einen großen offenen Markt und jedenfalls Käufer. Es wird sicher in Rohseide, wahrscheinlich in Oel und vielleicht in Kupfer bestehen. Schwieriger ist dagegen zu sagen, was wir an Japan abgeben können. Ist das ganze hiesige Importen-Geschäft bis jetzt im Ganzen und Großen ein Experimenten-Geschäft, so muß ich hinzufügen, daß Deutschland bis jetzt noch nicht einmal Gelegenheit gehabt hat, sich an diesen Experimenten

zu betheiligen. Wohl sind dort deutsche Kaufleute genug, aber wegen bisher mangelnder Handels-Verträge von einer selbstständigen Existenz in den Hafenplätzen ausgeschlossen, müssen sie für fremde Firmen arbeiten und ihr Geschäft besteht daher in französischen, englischen und amerikanischen Produkten. Es ist noch gar keine Gelegenheit gewesen zu versuchen, was Deutschland liefern kann. Soll aber etwas prognosticirt werden, so stehen als das Wahrscheinlichste wollene und halbwollene Fabrikate voran. Wenn reine Baumwollen-Zeuge bisher als das Begehrteste bezeichnet werden mußten, so mag dies seine natürliche Ursache in dem Umstande haben, daß das durch keine überschüssige Produktion auf einen Export vorbereitete Japan für die Ausfuhr seiner Seide einen Ersatz an Kleidungsstoffen haben mußte; und da die ersten großen Nationen, die mit ihm in Berührung traten, ihm billige Baumwollen-Fabrikate brachten, so nahm es Baumwolle für Seide und steckte die Preisdifferenz in die Tasche. Aber das Klima dieses Landes ist der Art, daß 5—6 Monate des Jahres wollene Kleidung ein jedenfalls wünschenswertherer Ersatz für die Seide wäre, als Baumwolle; auch habe ich die Japaner unsere Tuchröcke und Beinkleider stets mit ungetheiltem Beifall und mit dem vollen Verständnisse ihrer Behaglichkeit bewundern sehen. Das zu gleicher Zeit Wolle-erzeugende und

Wolle-verarbeitende Deutschland scheint vor allen anderen Ländern geeignet, wollene Gewebe nach Japan zu schicken; aber ich bemerke ausdrücklich, daß es versucht und mit Vorsicht und Geduld versucht werden muß. Es ist selbstverständlich, daß sich dieser Import wenigstens vorläufig nicht auf schwere und theure Tuche erstrecken kann; leichtere wollene Gewebe und wahrscheinlich besonders halbbaumwollene, Camelots, Longells, Spanish Stripes werden sich am ersten Bahn brechen. Hat das Experiment überhaupt günstige Folgen, dann ist das Land mit 20 — 30 Millionen Einwohnern ein keineswegs zu verachtender Markt.

Welche Bedeutung der Zink für uns hat, ist bereits erörtert.

Daß die Japanesen kein Glas haben, ist zwar in dieser Ausdehnung der Wahrheit nicht ganz getreu; aber sie machen wenig und sind offenbar in der Fabrikation noch weit zurück. Daß die Fensterscheibe mit der Zeit das Papier verdrängen wird, ist mir nicht zweifelhaft, und es wird sich dann selbst für diesen einfachen Artikel ein vielleicht für Deutschland (Schlesien resp. Böhmen) nicht unbedeutender Markt eröffnen. Die Schleiferei ist vollends in der Kindheit, und von den Fensterscheiben bis zu geschliffenen Hohl-

gläsern hinauf würde sich sicher Absatz finden; es käme nur darauf an, durch Billigkeit des Materials demselben erst Eingang zu verschaffen.

Ein ferneres, viel bedeutenderes Moment liegt aber für Deutschland in seiner billigen Rhederei. Es ist längst bekannte Thatsache, daß deutsche Schiffe billiger frachten nnd zuverlässiger fahren als die irgend einer anderen Nation. So werden denn auch hier den beginnenden Handel deutsche Schiffe vermitteln, und die in diesen Gewässern niemals gesehene preußische Flagge, zu der sich in Zukunft wohl alle deutschen Schiffe, die nach hiesigen Häfen fahren, werden bequemen müssen, wird — das ist die Ueberzeugung der Ansiedler aller Nationen an hiesigem Platze — alle anderen verdrängen; ja man geht soweit zu glauben, daß unsere Schiffe nicht nur den internationalen Verkehr, sondern auch einen großen Theil der Cabotage übernehmen werden. Die preußische Marine aber wird neben ihrer politisch-ideellen Bedeutung allmälig mehr und mehr eine so wünschenswerthe materielle Unterlage erhalten.

Wenn ich auf das Vorliegende zurückblicke, so erfüllt mich der Wunsch, daß der Zweck, für den es geschrieben, erfüllt werden möge. Dieser Zweck war einfach: überspannte Hoffnungen und sanguinisch-

californische Träumereien auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen, die bedeutungsvollen Momente hervorzuheben, und einen Fingerzeig zu geben für das, was Japan der alten Welt, was es speciell uns sein kann.

Das japanische Theater.

Monate waren vergangen, die preußische Gesandtschaft residirte noch immer in Jeddo, während wir Civil-Commissarien der Expedition in Yokuhama unterhalb Jeddo saßen und den kurzen Umkreis von zwei Meilen in der Runde, der uns offen stand, nach allen Seiten hin sattsam durchkreuzt hatten. Es ist erstaunlich, wie rasch man sich in fremden Ländern an das Fremde darin gewöhnt, und wenn ein Vielgereister plötzlich in ein Wunderland von Feen und Geistern gelangte, so würde er sicher in wenigen Wochen selbst im Wunderbarsten nichts Wunderbares mehr entdecken. Offen gestanden, die japanische Wunderwelt glaubte ich begriffen, hinlänglich genossen und verdaut zu haben, und es trat jener Moment bei mir ein, in dem man sich sagt: Weiter, weiter! Mehr Wunder und neue Wunder, oder heimwärts zur süßen Ruhe in Schlafrock

und Pantoffeln, heimwärts zur Behaglichkeit des vaterländischen Heerdes.

Von diesen Gedanken bewegt, flanirte ich eines Tages durch eine neu aufwachsende Straße von Yokuhama und trat in das settlement eines jungen Holländers, mit dem ich bekannt war. Es war Mittagszeit und er so eben im Begriff, sich nach der Sitte der hiesigen Europäer zum Tiffin, d. h. zum zweiten Frühstück zu setzen; der Tisch strotzte von Speisen wie überall, und da ich auf der Heimkehr von einem weiteren Spaziergange war, hatte der langgezopfte Chinese hinter meinem Stuhl (der allein usuelle Bediente im ganzen Osten) vollauf mit der Stillung meines Appetites zu thun. Indem wir der Annehmlichkeiten der europäischen Heimath gedachten, kam das Gespräch auch auf das Theater. „Apropos," sagte mein Freund, „waren Sie hier schon im Theater?" Nein; ich war zwei Monate hier und hatte noch nichts davon gehört. „Das ist seltsam; lassen Sie uns auf frischer That den Fehler verbessern!" Aufrichtig gesagt, ich stockte und drehte mein Sherry-Glas sinnend in die Runde. Vor meiner Fantasie tauchte ein chinesisches und ein malaiisches Theater auf, die ich in Singapore gesehen hatte, und die Erinnerung an unerträglichen Gestank, betäubende Hitze, nervenzerrüttende Katzenmusik und das widerliche Gekreisch der

Akteurs mit unnatürlichen und ekelhaften Grimassen trat so lebendig vor mich hin, daß ich bedenklich den Kopf schüttelte. „Kommen Sie nur," drängte der Freund, — und so ging ich.

Die Japaner spielen am Tage, und das ist das erste Zeichen ihrer Weisheit in diesem Fache. Abgesehen von der Feuersgefahr bei großer Beleuchtung in diesen luftigen, leicht und roh aufgeschossenen Holzhäusern, fehlt ihnen das Glas zu Cylindern, das unraffinirte Oel qualmt in papiernen Laternen, es würde schwer sein, eine genügende Beleuchtung für Theaterzwecke zu Stande zu bringen. Wir bezahlen unsere 6 Tempo (etwa 5 Silbergroschen) und hatten dafür ein Anrecht auf den besten Platz erworben, der uns denn auch in einer Loge des ersten und einzigen Ranges vis-à-vis der Bühne gewährt wurde. Die innere Einrichtung des Theaters war nichts weniger als elegant, — Alles roh aus Brettern und Latten zusammengeschlagen; doch als ich auf der hölzernen Bank, die uns Europäern zu Ehren gespendet war, Platz nahm, bemerkte ich zuerst mit Behagen, daß der Raum luftig und frei von jedem üblen Geruche war. In der Loge neben uns flegelten stutzerhaft einige chinesische Bedienten (boy's), mit den Füßen gegen die schwankende Balustrade gestützt und mit süffisanter Miene die Welt um sich betrachtend. Die ganze rechte

Seite des ersten Ranges war dem weiblichen, die linke Seite dem männlichen Theile der höheren Rangklassen der Gesellschaft gewidmet. Der untere Raum aber war in seiner ganzen Ausdehnung zu einem Mitteldinge zwischen Parterre und Sperrsitz verarbeitet. Etwa einen Fuß hoch über dem ganz mit Matten bedeckten Boden erhob sich ein Netz von Latten, welche den Raum in 100 Quadrate abtheilten, deren jedes für 4 bis 5 Personen Platz zum Kauern gewährte. Auf diesen Latten balancirten mit großer Geschicklichkeit zierliche Kellnerinnen, auf lackirten Tabletten oder in Schaalen allerhand farbige Kuchen und Früchte präsentirend, und so in erwünschtester Weise den Verkehr mit dem Büffet vermittelnd. Zwei erhabene, 2 bis 3 Fuß breite Gänge führen, durch die Breite des Prosceniums parallel von einander getrennt und genau in der Höhe desselben, nach der Bühne. Noch ist diese durch einen bunten, baumwollenen Vorhang verhüllt, und wenn ich an die fashionable Welt in Europa zurückdenke, so fühle ich, daß der Moment gekommen ist, die weißen Handschuhe auszuziehen, die kleine Haarbürste hervorzuholen und Kopf- und Barthaar verstohlen zu glätten, den Operngucker zu putzen, die weißen Handschuhe wieder anzuziehen und sich nachlässig in der schönen Welt zu orientiren. Aber, horribile dictu, man trägt hier keine Handschuhe,

selbst nicht einmal im Theater, man läßt Kopf- und Barthaar unbekümmert durcheinander fallen, und der in ein Schiffs-Fernrohr verwandelte Operngucker ist doch zum Theatergebrauche nicht bequem genug.

Zwei Brettchen schlagen wiederholt aneinander, — das ist unsere Klingel; unsichtbare Musik beginnt. „Unsichtbare Musik", — man denkt dabei unwillkührlich an „Aeolsharfentöne, Musik der Sphären" oder an „Memnons-Säulen-Klang"; hier war es nur eine dumpfe Pauke und eine verstimmte Pickelflöte, die ein Concert aufführten, welches in Melodie wie Harmonie meinem Ohre gleich unverständlich blieb. Doch auch hier erkannte ich dankbar einen Unterschied mit der chinesischen Musik, die schreiend prahlerisch das Haus durchtönt, während der Japaner mit seinem stark ausgeprägten Gefühle für Schicklichkeit ein gewisses, anständiges Maaß zu halten weiß.

Die zwei Brettchen schlagen jetzt sehr schnell und heftig gegen einander; der große Augenblick rückt näher. Ein Theaterdiener erscheint vor dem Vorhang, hebt den äußersten rechten Zipfel von der Erde auf und läuft damit, so schnell er kann, auf die linke Seite des Prosceniums; das ist der Mechanismus des Vorhangs.

Die Mitte der Bühne ist durch einen zweiten Vorhang verhüllt; rechts steht eine Coulisse, ganz in

unserm Stile mit solchen Bäumen bemalt, die kein Naturforscher bestimmen kann; links verdeckt ein Gitter, Binsenmatten und Hausgeräth die unsichtbare Musik.

Es beginnt nun ein Drama, dessen inneren Zusammenhang, dessen Geschichte ich nicht im Stande bin, wiederzugeben, weil sie mir zu oft unverständlich blieb, weil zum Verständniß derselben die Kenntnisse der ganzen japanischen Verhältnisse gehörte. Es mag genügen, daß Liebe, Eifersucht, Ehrgeiz und Geldgier auch hier als die Motive der Handlungen ersichtlich waren.

Eines schien mir für das innere Wesen des Theaters besonders characteristisch, — das Ineinanderfallen und häufige Uebergehen des dialogisirenden Drama's in die Pantomime, wie etwa bei unserm Singspiel sich Sprechen und Singen mit einander ablösen. Wenn die Affekte sich steigern, tritt die Pantomime in ihr Recht; der Schauspieler hat dann zu viel mit seinem Körper zu thun, um sprechen zu können; diesen Theil des Drama's übernimmt dann zur Hälfte die unsichtbare Musik, zur Hälfte ein ebenfalls unsichtbarer (griechischer) Chor. So ungeheuerlich uns auch bisweilen die Aktion, wie phantastisch auch die Geberden erscheinen mögen, so muß man sich doch, um gerecht zu sein, in die Anschauung

des Volkes hineindenken, wenn man ein sicheres Urtheil gewinnen will; und von diesem Standpunkte aus muß ich sagen, daß ich ausgezeichnete Schauspieler agiren sah. Man konnte deutlich, wie bei uns, zwei Arten von Schauspielern unterscheiden, die einen, die niemals vom Kothurn herunter und niemals aus dem Pathos herauskommen, die anderen, welche nicht das gespreizte und bemalte Zerrbild eines Menschen, sondern den reellen Menschen darstellen, wie er in Wirklichkeit sich geberdet und spricht. Ich habe, wenn man auch der ersten Gattung eine gewisse bedingte Berechtigung zugestehen will, in beiden Gattungen ausgezeichnete Leistungen gesehen. Affekte, wie Zorn, Eifersucht, Todeskampf, wurden bis in die kleinsten Details hinein so fein und so vollständig ausgearbeit, als ich es nur irgend auf einer Kaiserlichen oder Königlichen Hofbühne Europa's gesehen habe; ich mußte namentlich bei einigen ein überraschend feines Spiel mit den Händen bewundern.

Die Pantomime steigert sich aber bisweilen bis zum Ballet mit allen seinen Hülfsmitteln aus dem Reiche der Wunder, mit Erscheinungen aus der Unterwelt, mit Versenkungen und Verwandlungen; so sah ich ein abscheuliches altes Weib sich in einen reizenden Springbrunnen verwandeln. Was aber diese Pantomimen besonders werthvoll macht, ist der

Umstand, daß die Akteurs nicht nur Schauspieler im engeren Sinne, sondern auch equilibristische Künstler sind. Es wird dadurch nicht nur erreicht, daß Scenen, die bei uns so oft in's Lächerliche fallen, mit außerordentlicher Naturtreue dargestellt werden, sondern daß auch die schwierigsten Gruppen und Veränderungen derselben mit anscheinend natürlicher Leichtigkeit sich bilden können. Für den Kunstwerth dieser Leistungen ging mir das Auge erst allmälig auf, und ich muß hinzufügen, daß die Japaner den künstlerischen Werth der Gruppe auf dem Theater vollständig erkannt zu haben scheinen. Zu bedauern ist nur, daß der unpraktische und für unser Auge unschöne Anzug der Japaner (ein langer, ganz eng anschließender Rock) der freien Bewegung des Körpers so hinderlich ist. Eine fernere Schwierigkeit erwächst für den japanischen Schauspieler aus der Sitte, daß auch die weiblichen Rollen durch Männer gegeben werden; sie entledigen sich dieser Aufgabe viel geschickter und glücklicher, als dies bei uns möglich wäre; freilich kommt ihnen dabei zu statten, daß sie oft von sehr zierlicher Statur sind und fast durchgängig kleine, sehr elegante Hände und Füße haben. Wie viel hat demnach ein japanischer Schauspieler zu lernen! Alles, was die unsrigen, und noch ein gut Theil darüber! Und nichtsdestoweniger findet

man auf der ganzen Welt nicht anspuchslosere, bescheidenere Bursche.

Die Japaner haben sich aber in der äußeren Gestaltung ihrer Schaubühne noch ein interessantes Hülfsmittel geschaffen, welches uns abgeht, und über dessen Werth selbst für einzelne Kategorieen unserer Schaubühne sich debattiren ließe. Wir kennen nämlich keine anderen Zugänge zu unserer Bühne, als diejenigen, die überhaupt jenseits des Vorhanges möglich sind. Aus der vorhin gegebenen Beschreibung und Zeichnung geht aber hervor, daß die ganze Länge des Zuschauerraumes von zwei parallelen Gängen durchschnitten wird, welche direkt auf die Bühne führen. Diese Gänge haben nicht nur den Zweck, das Parterre-Publikum zu seinen Sitzen zu geleiten, sie führen vielmehr aus kleinen seitwärts an der Eingangs-Fronte angebrachten Garderobe-Zimmern auch einzelne Schauspieler ihrem Bestimmungsorte entgegen. Sie verweilen auf diesem Gange, der sie mitten unter das Publikum bringt, oft 5 bis 10 Minuten, sowohl pantomimisch als deklamatorisch beschäftigt; der Dialog mit den Personen auf der Bühne beginnt oft schon, wenn sie das äußerste Ende des Ganges betreten, sich also etwa am Eingange des Theaters befinden. Bisweilen erscheinen gleichzeitig auf beiden Gängen z. B. Helden, rufen

sich an, höhnen sich, fordern sich heraus und schreiten allmälig gegen die Bühne vor, auf der sie sich schließlich vereinigen, sei es zum Kampfe, sei es zum Frieden. Wie viel schwieriger die Aufgabe des Schauspielers dadurch wird, liegt auf der Hand. Er bildet nach allen Seiten hin gleichsam eine Front, und soll den Anblick von jeder Seite künstlerisch schön gestalten. Keine üble Probe für unsere Helden, sie einmal mitten in's Parquet zu stellen und agiren zu lassen!

Mich dünkt überhaupt, daß in dieser Einrichtung etwas Praktisches liegt, das sich nicht verkennen läßt; sie erweitert das scenische Moment im Theater ganz auffallend und eröffnet dem dramatischen Schriftsteller eine unendliche Reihe von Scenen (Verwickelungen und Auflösungen), die ihm bei uns als Unmöglichkeiten verloren gehen. Dann aber hält sie die Aufmerksamkeit und Spannung in hohem Grade aufrecht; das Auge des Zuschauers wird von seiner ewigen einseitigen Richtung abgelenkt und hat den Raum des ganzen Theaters fortwährend zu überwachen.

Vielleicht, daß der Keim, den ich hiermit heimwärts sende, von einem deutschen Dramaturgen befruchtet, und eine neue nutzbare Theater-Varietät daraus erzeugt wird. Mögen mir diejenigen vergeben,

die schon jetzt über den Verfall der alten einfachen klassischen Kunst seufzen.

Es bleibt mir noch übrig, einige Worte über die Stellung des Theaters im Volksbewußtsein zu sagen. Daß diese Stellung eine bedeutungsvolle sei, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen. Wir sehen auf der Bühne Kostüme, Stellungen, wahrscheinlich auch Handlungen, und selbst Gesichter, wie sie sonst nirgends im ganzen Volke vorkommen. Nun hatte ich schon oft sinnend und grübelnd über diesem oder jenem der unzähligen japanischen Bilderbücher gesessen, die seltsamen Kostüme, Stellungen und Gesichter angestaunt und mich gefragt, warum denn wohl namentlich alle diese Gesichter wie nach der Schablone gezeichnet und keines auch nur entfernt einem wirklichen japanischen Gesichte ähnlich gemacht würde. Wie wuchs mein Erstaunen, als ich in allen diesen Richtungen auf der Bühne genau dieselben Typen wiederfand; selbst die Gesichter waren künstlich genau eben so zugestutzt. So ist denn Alles in diesem wunderlichsten aller Völker Schablone; ihre ganze Fantasie, ihr ganzer Kunstdrang nach der Schablone geschnitten.

Ob diese gleichmäßig in Büchern wie auf der Bühne wiederkehrenden Typen vielleicht in grauer Vorzeit eine historische Basis hatten, kann ich nicht

entscheiden, glaube es aber nicht; ich vermuthe vielmehr, daß der naturgemäße Drang des Menschen, sich neben der trockenen Alltagswelt ein Reich der Fantasie aufzubauen, bei den Japanern, die ein Volk von außerordentlich nüchterner Weltanschauung sind und die ganze Zeit ihres Lebens unter einem Heere von beengenden Gesetzen verbringen, nothwendig in Schöpfungen zur Erscheinung kommen mußte, die dem wirklichen Leben so diametral entgegengesetzt waren, als irgend möglich; daß diese Schöpfungen fest krystallisirten, ist etwas, daß im genauesten Zusammenhange mit dem japanischen Gesammt-Racen-Charakter steht, aus dem sie natürlich nicht heraus können.

Auch eine Posse hat sich neben dem Drama und der Pantomime ausgebildet, von der ich nur zu sagen weiß, daß sie ganz die Eigenthümlichkeit unserer meisten modernen Possen hat, sich so weit als möglich vom gesunden Menschenverstande zu verirren, und daß auch hier die Freude des Publikums mit der Größe der Verirrung wächst. Ich sah einen Priester, gezwungen ein kleines Kind zu warten, mit einer Tigerkatze kämpfen, sich dann auf offener Bühne in ein junges Mädchen und zuletzt in einen Teufel verwandeln, wobei der Schauspieler das Kunststück

producirte, nach und nach rabenschwarz im Gesichte zu werden.

Daß das Theater einer sorgfältigen und strengen polizeilichen Ueberwachung unterworfen ist, kann bei einem so civilisirten Volke, als die Japaner es sind, wohl als selbstverständlich betrachtet werden.

Zum Verständniß der letzten Ereignisse in Japan.

Für meinen Fachzweck war Alles geschehn und Alles gesehn, was auf dem kleinen Flächenraume, der uns Europäern zu Gebote stand, überhaupt zu sehen war. Es war December geworden und die kalte und regnerische Witterung machte den Aufenthalt am Lande im äußersten Grade unbehaglich. Häuser, deren Wände aus Holzsäulen bestehen, die mit Papier verbunden sind, mögen in den Sommermonaten recht schätzbare Einrichtungen sein, aber im Winter bei einer durchschnittlichen Temperatur von 1—2 ° Wärme (mitunter 2—3 ° Kälte), bei Regen, Schnee und Wind erwacht in unserem Herzen eine innige Sehnsucht nach dem sinnigen deutschen Kachelofen, der gemauerten Wand und der hölzernen Thüre. So zog ich es vor, mein natürliches Element, das Land, und die Freiheit der Bewegung darauf lieber mit dem kleinen Holzpalast

im Wasser zu vertauschen. Ich befand mich einige Wochen lang behaglich in meiner Schiffszelle, in welcher eine Lampe oder zwei Lichte denselben Effekt hervorbringen, den ein Ofen im größeren Zimmer producirt. Ich benutzte diese Zeit, um sowohl meine amtlichen Referate als die kleinen Arbeiten zu entwerfen, die vorstehend dem Leser dargeboten sind. Weihnachten und Neujahr kam heran, das Recht der Abwechselung machte sich geltend und ich gab mit Freuden der Einladung des Herrn Gesandten Folge, die Weihnachtszeit über am Lande in Jeddo zu verleben. Wir begrüßten das neue Jahr in deutscher Gemüthlichkeit und befanden uns in dem mit grünen Zweigen und Guirlanden kunstvoll geschmückten Saale des papiernen Gesandtschaftshotels bei einem Glase deutschen Punsches so behaglich, als es sich zwischen dunstenden Kohlenbecken irgend machen ließ. Unsere Stimmung wurde erhöht durch die nahe Aussicht, bald für immer aus diesen beengenden und im Ganzen wenig erfreulichen Verhältnissen erlöst zu werden; denn es war kein Geheimniß mehr, daß der Vertrag, um dessentwillen wir herausgekommen, sich seinem Abschlusse nähere.

Der Neujahrstag jedoch brachte uns eine Nachricht, welche der Anfang einer ununterbrochenen Reihe von Unruhen und Besorgnissen wurde. Als wir am Abende

dieses Tages uns nach dem Diner eben im großen Saale wie gewöhnlich versammelt hatten, wurden plötzlich die Gouverneure von Jeddo gemeldet, welche den Gesandten in wichtiger Sache eilig zu sprechen wünschten. Sie theilten demselben mit, daß das Gouvernement eine Verschwörung von 500 lo-nin's (arme Edelleute und Beamte resp. Officiere außer Dienst) entdeckt hätte, deren Absicht dahin ginge, sämmtliche Europäer in Jeddo und Jokuhama zu ermorden. Das Gouvernement halte es für seine Schuldigkeit, die Gesandtschaften in Jeddo darauf aufmerksam zu machen. Es stelle anheim, sich bis zu der Zeit, daß die Gemüther sich wieder beruhigt oder die Regierung der Verschwörung vollständig Herr geworden sei, sich an Bord der Schiffe zurückzuziehen; resp. stellten sie Räumlichkeiten im kaiserlichen Palast (der nebenbei gesagt 2 Meilen im Umfange hat) zur Disposition. Der Graf zu Eulenburg gab einfach die würdige Antwort: „es sei nicht der Preußen Art, sich zu fürchten und er werde sich selbst zu schützen wissen, falls das japanische Gouvernement zu schwach dazu sei; darum lehne er dankbar die Wohnung im kaiserlichen Palaste ab und darum weigere er sich auch, sich auf die Schiffe zurückzuziehen. Im Uebrigen, ließ er nebenbei fallen, stelle er die Schiffe des preußischen Geschwaders für den Nothfall dem japanischen Gouvernement zur Dis-

position." Das wollten die Gouverneure sich überlegen und entfernten sich.

Ein Gefühl beseelte uns Alle, daß nämlich die Nachricht nicht unbegründet; wir waren aber ebenso sehr überzeugt, daß die Gefahr nicht dringend sei. Um Mitternacht lag Alles im Hotel auf seinem Lager und schlief nun oder schlief nicht, je nach Temperament.

Ehe ich in der Erzählung der nachfolgenden Ereignisse weitergehe, sei es mir gestattet, einige Wochen rückwärts zu greifen und die Bewegung, in deren Mitte wir nun standen, auf ihre ersten Anfänge sowohl als auf ihre tieferen Motive zu verfolgen. Niemand vermag abzusehen, ob sich nicht eine Kette weltgeschichtlicher Ereignisse daraus entwickelt, und ob für die kritische Beurtheilung der Sachlage authentische Beiträge nicht später von Interesse sind.

Wer die beiden vorhergehenden Arbeiten: „Ueber die Bedeutung Japans für den europäischen Markt" und „Zur Charakteristik Japans" mit einiger Aufmerksamkeit durchgelesen hat, wird wie ich denke, ein Bild von Japan erhalten haben, welches wesentlich verschieden ist von dem, welches frühere Berichte erzeugt haben. Es sind in diesen Arbeiten die Keime einer allgemeinen Unzufriedenheit angedeutet, welche die Gesellschaft in Gährung setzen und zuletzt zu einer Revolution führen müssen. Hier wie überall in der

Welt wiederholt sich dasselbe Schauspiel, in welchem die politischen Interessen die Hauptrollen übernehmen. Wir finden die conservative Büreaukratie, welche die Macht, der sie ihre Existenz verdankt, mit allen Kräften in ihrer Integrität zu erhalten strebt; wir finden einen Adel, der sich mit diesem Zustande nicht begnügt und beständig weiter rückwärts nach verlorenem Terrain greift. Beide verbinden sich überall da, wo die erste Angriffslinie, das Bestehende, gefährdet ist.

Handel und Industrie haben sich durch die Weltgeschichte als die größten Revolutionäre, als die energischsten Demokraten erwiesen. Sie fordern gleiche Rechte für gleiche Leistungsfähigkeit. Handel und Industrie waren in Japan mühsam und durch die künstlichsten Principien darniedergehalten; Büreaukratie und Aristrokatie, gegen jeden Angriff, der beide gemeinsam betreffen konnte, gesichert, kämpften ihre kleinen Fehden unter sich. Da brach die europäische (resp. amerikanische) Welt in Japan herein; es wäre thöricht zu glauben, daß weise Erwägung und freier Wille Seitens der japanischen Regierung das Land den Fremden geöffnet hat; es war das Bewußtsein von der völligen Unhaltbarkeit dieser isolirten Stellung, welche die ersten Traktate mit Japan erzwang; das Erscheinen zweier großer amerikanischer Geschwader und das peremptorische Auftreten des Admirals zeigten zur Genüge, daß dies

Bewußtsein auf beiden Seiten lebendig war. Die Traktate mit Amerika, England, Frankreich und Portugal wurden geschlossen. Fremde Kaufleute aller Nationen strömten nach dem zuerst eröffneten Hafen von Jokuhama in der Bucht von Jeddo, und eröffneten ihre merkantilen Operationen; sie fanden dem europäischen Valuten-Verhältniß gegenüber das Gold auffallend billig; Gold wurde massenhaft exportirt und binnen wenigen Monaten große Vermögen erworben. Dies machte die Regierung mißtrauisch; es erwachte der gerechtfertigte Argwohn, daß ihr Land im wechselseitigen Handel das übervortheilte sei und sie begann eine Reihe von Hemmschuhen und Restrictionen dem internationalen Verkehre anzulegen, die mit der gewandtesten Sophistik motivirt wurden. Eingreifender aber als dieser materielle Grund wirkten wohl politische Erwägungen oder doch wenigstens Instincte.

Die japanische Gesellschaft ist in streng gesonderte Kasten abgetheilt und der Kaufmann rangirt unter die niedrigsten; wenn auch nicht verachtet, ist er doch für immer in die untersten Gesellschaftssphären gebannt, und selbst Milliarden könnten ihn über diese Schranken nicht emporheben. Nun kommen die Fremden; sie sind Kaufleute, aber natürlich weit entfernt, sich mit dem japanischen Kaufmann-Kollegen auf eine Stufe zu stellen, beanspruchen sie eine Stellung in

der Gesellschaft, eine Stellung den Landesgesetzen gegenüber, die Alles übertrifft, was japanische Phantasie für möglich gehalten hätte; sie beanspruchen die Stellung von hohen Jakonin's (Edelleuten und Beamten), ja sie behandeln die japanischen Jakonin's mit souveräner Verachtung, oft mit Verletzung aller Billigkeit und aller guten Sitte, für welche die Japaner durchgängig ein so feines und stark ausgeprägtes Gefühl besitzen. Diese japanischen Edelleute und Beamte, Halbgötter in der Anschauung des Volkes, sehen sich auf gleichem Fuße oder wohl gar mit Verachtung behandelt von barbarischen Fremden und noch dazu von Kaufleuten. Ein mächtiger Stoß trifft ihre vollendete und niemals angezweifelte Autorität und ein tiefer Riß durch die ganze gesellschaftliche Organisation bereitet sich vor. Die Coalition zwischen Aristokratie und Büreaukratie erhält einen neuen Kitt und ein neues Feld gemeinsamer Thätigkeit. So sicher der Fremde überall im ganzen Lande bei dem Kaufmann, dem Handwerker, dem Ackerbauer und dem Tagearbeiter freundlichen Gesichtern und gutmüthigem, zuvorkommendem Wesen begegnet, so sicher kann er sein, daß der Jakonin, wenn er nicht in verbissenem Grimme das Haupt ganz abwendet, ihm einen Blick mürrischen und trotzigen Grolls zuwirft.

Die Stellung der kaiserlichen Regierung als Aus-

druck eines obersten Einzelnwillens ist in dieser wichtigen Frage gewiß eine schwierige, und in jedem Falle ist es für den Fremden außerordentlich schwer, diese Stellung zu enträthseln und klar zu legen. Die Kaiser haben vermittelst der Büreaukratie die Aristokratie bekämpft und sind dabei von ihrem Verbündeten wohl abhängiger geworden, als ihnen lieb war. Ich glaube, daß die kaiserliche Regierung in den Fremden ursprünglich ein Mittel begrüßt hat, nicht nur den Feind, sondern auch den gefährlich gewordenen Helfer zu demüthigen. Um diese Axe dreht sich die ganze Bewegung und es handelt sich darum, ob die Regierung Muth genug hat, diesen Kampf fortzuführen, und ob sie so viel Autorität im Lande und so viel Kraft besitzt, bis zu seiner siegreichen Durchführung sich selbst zu erhalten; denn ich glaube ferner, daß die kaiserliche Regierung einsichtig genug ist, zu begreifen, daß eine neue Ausschließung aus der Völkerfamilie eine vollständige Unmöglichkeit ist. Wenn diese Stellung der Regierung nicht überall mit gleicher Klarheit erkannt wird, so liegt dies einfach daran, daß sie gezwungen ist, zu laviren und daß darum sehr verzeihlich der Schein bisweilen gegen sie sprechen mag. Der Maßstab einer strengen Consequenz darf unter solchen Verhältnissen nicht überall angelegt werden. Es ist nun eine allgemeine Erfahrung, welche die Geschichte aller

Länder lehrt, daß große Bewegungen und Kämpfe, für welche die Geschichtsschreiber nachher die tief-philosophischsten Motive aufzufinden verstehen, doch niemals ins Leben traten, weil die gährenden und sich gegenüberstehenden Parteien mit bewußter Klarheit den Entschluß zum Kampfe faßten. Es fallen unvermuthet irgendwo zwei Schüsse und aus dem Krawall einiger Straßenjungen wird plötzlich eine Revolution. Mag die Nachwelt die Motive der Bewegung, die sich in Japan sicher ihrem Ausbruche nähert, tiefer ergründen und geistreicher darstellen, als ich, der Zeitgenosse und Augenzeuge, es vermag! Ich werde mich begnügen, jetzt die Thatsachen und die Geschichte der auch hier sich wiederholenden zwei Schüsse zu erzählen.

Es ist ein eigenthümlicher Eindruck, den man empfängt, wenn man aus dem europäischen Norden nach Ost-Asien kommt und den gesammten Kaufmannsstand sehr eifrig den Vergnügungen des Sport ergeben sieht; Reiten und Jagen stehen hierin obenan. Dieses Haschen nach einer scheinbaren Vollkommenheit und die Leidenschaft für ritterliche Vergnügen findet bei Reisenden, welche sich für die privilegirten Inhaber des Sport zu halten geneigt sind, ebensoviel Tadel als Spott. Ich gestehe zu, daß ein kleines Zucken der Lippen zu entschuldigen ist, wenn man irgend einen unreifen Jüngling, der bis vor Kurzem daheim be-

müthig hinter dem Ladentisch gestanden, hier draußen hoch zu Roß durch die Straßen traben, oder wenn man ihn, von einer Koppel Hunde begleitet, eine englische Doppelflinte im Arm und gefolgt von einem eingebornen Büchsenspanner durch die Felder der Umgegend streifen sieht, um auf Fasanen oder Wildgänse zu schießen; auch mögen in jugendlichem Uebermuthe das Maß und die Rücksichten überschritten werden, die der Sport in den Ländern seiner Heimath taktvoll zu halten weiß. Die Sache selbst aber vermag ich nicht zu tadeln; ich halte sie vielmehr für den Ausdruck der Befriedigung eines gleichsam social-physiologischen Bedürfnisses.

Man denke sich eine kleine Gesellschaft von Europäern in ein fremdes Land mit einer fast unerlernbaren Sprache versetzt. Aller Blicke, jeder Gedanke ist auf das eine Ziel gerichtet, Gold, viel Gold in kurzer Zeit zu verdienen; das ist zwar genau auch bei den Kaufleuten daheim der Fall, aber der große Unterschied ist der, daß diese mitten im Strome hochgehender Cultur stehen, der ihrem Geiste tausenderlei Abwechselungen darbietet und ihn unbewußt vor Verknöcherung und Verödung schützt. Hier draußen in Asien giebt es keine Schöngeister, keine Dichter, keine Musiker, kein Theater; es fehlt der wohlthätige Zauber, den das gebildete Weib in die Gesellschaft trägt. Wenn man

nichts hätte als den monotonen Beruf des Gelderwerbs, es müßte zum Wahnsinn oder zur Blödsinnigkeit führen. Ich glaube nun, daß die Vergnügungen des Sport nicht das schlechteste Auskunftsmittel bilden; sie geben dem Körper Frische und Elasticität, sie flößen dem Charakter eine gewisse Ritterlichkeit ein, die auf den kaufmännischen Geist wohlthuend wirkt und seine äußere Erscheinung veredelt.

So haben auch die Ansiedler in Japan instinctiv zum Sport, zum Pferde und zur Flinte gegriffen. Nun ist in Japan dem Kaufmannsstande nicht erlaubt zu reiten.*) Es erregt selbstverständlich das Staunen und den Neid der eingebornen Kaufleute, die fremden Berufsgenossen so stolz, so frei zu Pferde zu sehen, und mit bitterstem Grimme erfüllt es die Seele des Jakonins. Das Jagen, welches sonst durch ganz Japan frei sein soll, ist für den Umkreis von 20 Meilen um Jeddo verboten, gleichsam als Jagd-Domäne des Kaisers. Dieses Verbot hat aber auch an und für sich einen sehr vernünftigen Sinn. Bei einer so dichten Bevölkerung, bei einem so hoch potenzirten Ackerbau,

---

*) Die Kaufleute dürfen sich zwar auf Reisen eines Pferdes bedienen, aber es muß ein Packpferd sein; dann müssen sie oben auf den Ballen, beide Füße nach einer Seite halten. Nach europäischer Sitte, das Pferd zwischen den Beinen, zu reiten, ist ein Vorrecht der Jakonins.

der immerwährende Beschäftigung auf dem Felde erheischt, ist das Schießen außerordentlich gefährlich. Das Verbot war sicherlich allen Ansiedlern bekannt, aber es war im ersten Jahre nicht in Strenge aufrecht erhalten und als in diesem Jahre (1860) mit dem 1. Oktober die Jagdzeit begann, wurden häufig kleine Jagdpartieen arrangirt. Die Consuln selbst, welche das Verbot ihren Schutzbefohlenen communicirt hatten, schienen geneigt, für sich eine exceptionelle Stellung zu beanspruchen. Das Unglück wollte, daß ein jüngeres Mitglied unserer Expedition, welches wie alle jungen Leute heutzutage von dem Wahne besessen schien, in allen ritterlichen Künsten gleichsam durch natürliches Genie Meister zu sein, mit seiner Flinte, mit der er offenbar nicht recht umzugehen wußte, ein Kind im Felde verwundete. Die Verwundung war ganz unbedeutend, ein oder zwei Schrotkörner hatten leichte Streifwunden gemacht; aber die Aufregung, welche diese Verletzung unter den Japanern erzeugte, schien desto größer zu sein. Der Vorfall wurde vom Gouverneur von Kanagawa, in dessen Bezirk Jokuhama liegt, an die Minister nach Jeddo berichtet; die Minister beschwerten sich bei unserem Gesandten, und der Gesandte im Verein mit dem Commodore verboten allen Mitgliedern, Officieren und Beamten der Expedition, die Jagd ferner zu executiren. Dieses Verbot

war nicht nur durch die japanischen Landesgesetze vollständig gerechtfertigt, sondern auch unter den Verhältnissen, unter denen wir Preußen uns dort befanden, so einfach vernünftig, daß ich mich wundern muß, wie man es anständigerweise angreifen konnte. Der holländische Consul erneuerte und verschärfte das Verbot und setzte für die ihm untergebenen Schutzbefohlenen eine Strafe von 100 Dollar fest. Der englische Consul bezog sich auf seinen vorjährigen Erlaß. In der ersten Hälfte des November ward die Jagdfrage vielfach discutirt und mancherlei Anzeichen waren vorhanden, daß die japanische Regierung mit der Aufrechthaltung ihrer Gesetze auch den Fremden gegenüber Ernst zu machen gedenke. Am 13. November wurde ein Deutscher, Herr T., als er in der Umgegend von Jokuhama jagte, von Jakonins gefangen genommen, entwaffnet und gebunden.

Die Art und Weise, in welcher Herr T. hierbei von den Japanern behandelt, die Härte, mit welcher ihm die Hände schmerzhaft auf den Rücken festgebunden wurden, zeigte deutlich, daß die Gemüther erregt oder doch daß die Gelegenheit willkommen betrachtet wurde, um ein Beispiel zu executiren. Die Geschichte war natürlich am selben Abende durch ganz Jokuhama bekannt und es ist durchaus nicht anzunehmen, daß irgend Jemand unter den Ansiedlern sie nicht gewußt

habe. Nichtsdestoweniger begab sich am folgenden Tage ein Engländer, Herr Michael Moß (Moses), dennoch auf die Jagd und zwar auf denselben Schauplatz, auf welchem am Tage vorher T.s Ergreifung stattgefunden hatte. Als er gegen Abend zurückkehrte und Kanagawa passirte, ward er plötzlich von Jakonins überfallen, die ihm offenbar aufgelauert hatten und es entspann sich ein Handgemenge; bei dieser Gelegenheit ging ein Lauf des Doppelgewehrs los und zerschmetterte einem Jakonin den Oberarm. Moß wurde gebunden, mißhandelt ohne ernstlich verletzt zu werden, und eingesperrt. Kein europäischer Zeuge war zugegen und wir sind daher darauf angewiesen, die Erzählung des als Partei fungirenden Moß für richtig anzunehmen; er behauptet, das Gewehr sei gar nicht mehr in seinen Händen gewesen, als der Schuß fiel. Es kommt auch wenig darauf an. Die Thatsache bleibt stehen, daß Moß zu Unrecht die Jagd ausgeübt hat, und daß das Blut eines japanischen Beamten bei Ausübung seiner (vielleicht falsch aufgefaßten) amtlichen Functionen vergossen wurde. Binnen kurzer Zeit drang das Gerücht des Geschehenen zum englischen Consul in Kanagawa, der sofort die nöthigen Schritte that zur Befreiung des schmählich Gefesselten und Mißhandelten. Aber die Japaner haben den fatalen Glauben, daß Blut nur durch Blut gesühnt werden könne,

und da sie offenbar nicht sicher waren, ob die Fremden ebenso dächten, eventuell ob sie ihnen gegenüber Gerechtigkeit üben würden, beschlossen sie, den Gefangenen nicht auszuliefern; ja sie hielten den Ort, an dem er aufbewahrt wurde, geheim und es verging eine Zeit, ehe der rastlose und energische Consul Vyse seinen Aufenthalt entdeckte. Mittlerweile war die Nachricht nach Jokuhama gedrungen und eine Freischaar von etwa 20 bis an die Zähne bewaffneten Engländern machte sich noch Abends um 10 Uhr auf nach Kanagawa, um sich zur Disposition des Consuls zu stellen und den Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Es traf sich glücklich, daß auch unser Flaggenschiff, die Arcona, gerade in diesem Hafen lag; ein Detachement preußischer Seesoldaten wurde schleunig nach Kanagawa gelandet und zur Disposition des englischen Consuls gestellt. Die Solidarität der „Interessen" aller europäischer Nationen lag so sehr auf der Hand, daß die Frage der Gerechtigkeit und der Billigkeit für den Augenblick schweigen mußte. Indessen wurde jede Gewaltmaßregel überflüssig, wenn man es anders nicht auch eine Gewaltmaßregel nennen will, daß der Consul Vyse, der Nachricht bekommen hatte, daß sich der Gefangene in der Residenz des Gouverneurs befinde, sich kraft seiner Autorität dorthin begab, den Gouverneur in Furcht jagte, mit eigener Hand

den Gefangenen befreite und in seine Consular-Wohnung escortirte. Dort lag Moß an den erlittenen Mißhandlungen einige Zeit darnieder, wurde dann vor den Consular-Gerichtshof gestellt, nach Vernehmung aller Zeugen zu einer Geldbuße und 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. Zur Abbüßung der letzteren Strafe wurde er später nach Hongkong gebracht, jedoch nach 3 Tagen auf Befehl eines höheren englischen Gerichtshofes dort wieder in Freiheit gesetzt.

Die Aufregung, welche diese Vorfälle verursachten, war groß und allgemein auf beiden Seiten. Es verbreitete sich bald das Gerücht, daß die Japaner dies Verfahren nicht ohne Erwiderung lassen würden und daß man mit Sicherheit darauf rechnen könne, in nächster Zeit von dem Morde eines Europäers zu hören. Man that keinen Schritt ohne den Revolver an der Seite.

Wochen vergingen und es ereignete sich nichts; es schien, als ob die Wunde still verbluten würde. In dieser Zeit — ich bin nicht sicher, ob es kurz vorher oder nachher war — fiel einer der mächtigsten und reichsten Fürsten des Landes. Prinz Mito, von dem man sich allgemein erzählte, daß er früher ein ganz besonderer Gönner der Fremden gewesen sei, in letzter Zeit aber sich denselben principiell feindselig bewiesen habe, hatte die gnädige Erlaubniß erhalten,

sich den Bauch aufzuschneiden, eine Ehrenbezeugung, die er nicht ausschlagen durfte. Solch ein Tod eines so mächtigen Vasallen zieht in der Regel einige Veränderungen im Haushalte desselben nach sich. Der Erbnachfolger entläßt gewöhnlich einen Theil der Beamten und Soldaten; er glaubt, daß ein neues Regiment mit neuen Prinzipien nicht durch die alten Organe geführt werden kann. So wurden auch hier von dem Nachfolger des Prinzen Mito 500 Jakonins entlassen. Solche entlassenen Jakonins führen den Namen lonii und werden als eine Last für das Land angesehen. Ohne Dienst, ohne Vermögen, aber mit dem nie verlöschenden Rechte, 2 Schwerter in ihrem Gürtel zu tragen, durchstreifen sie das Land und verüben manche Gewaltthat.

Diese 500 entlassenen Jakonins oder lonii sollten nun diejenigen sein, welche die Verschwörung oder wenigstens den Kern derselben bildeten. Was wollten diese Leute? War es ein naturgeschichtlich begründeter Haß gegen die Fremden, der sie antrieb? Gewiß nicht. Die Fremden waren an sich etwas Gleichgültiges; der Schlag, den sie führen wollten, war gegen die kaiserliche Regierung gerichtet. Sie wußten wohl, daß die Ermordung der Fremden, so ungestraft bis jetzt alle einzelnen Fälle um des lieben Friedens und Handels willen hingegangen waren, ein Ereigniß mit

schweren und weitgreifenden Folgen werden müsse, sobald diese Ermordung massenhaft und methodisch vor sich ginge. Sie wußten sehr gut, daß ein englisch-französisches Geschwader in China war, sie waren vollkommen unterrichtet von dem Effekt, den die europäischen Waffen gegen das chinesische Reich erzielt hatten, und unsere preußischen Fregatten lagen vor ihren Augen. Daß ein Krieg mit Japan alle alten Verhältnisse dort über den Haufen stürzt, liegt auf der Hand. Krieg mit Japan hat zugleich eine totale Revolution in diesem Lande zur Folge. Das sind Zustände, auf welche Leute, die nichts zu verlieren haben, gern zu speculiren pflegen. Rechnen wir den Haß hinzu, den die in ihrer bisher unbezweifelten Würde gekränkten Jakonins auf die Fremden geworfen, und den ich oben zu erklären und zu motiviren gesucht habe, so hat diese Verschwörung so viel Wahrscheinliches für sich, daß ich für mein Theil niemals einen Augenblick daran gezweifelt und niemals die Meinung Derer verstanden habe, welche die ganze Erzählung für ein Mährchen und lediglich für eine Intrigue der Regierung erklärten.

Die ersten 14 Tage des neuen Jahres schienen dieser Meinung indessen günstig, da sich nichts Beunruhigendes oder auch nur Verdächtiges ereignete. Die Gefahr schien im Sande zu verlaufen. Plötzlich jedoch

wurden wir aus unserer allmälig gestiegenen Sorglosigkeit und Ruhe auf eine schmerzliche Weise aufgerüttelt.

Der Secretair der amerikanischen Gesandtschaft, Herr Hewskin, der als Holländer von Geburt schon in früheren Jahren Veranlassung und Gelegenheit gehabt hatte, sich der Kenntniß der japanischen Sprache zu bemächtigen, und auch schon bei den Vertrags-Abschlüssen der übrigen Mächte mit Japan als Dolmetscher fungirt hatte, war auch bei unserer Gesandtschaft in derselben Richtung hin thätig. Er war persona grata bei der japanischen Regierung und bei Allen, die ihn kannten, gleichviel ob Japanern oder Fremden, im höchsten Grade beliebt.

Am 15. Januar Abends 9 Uhr ritt Hewskin, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, aus unserm Gesandtschafts-Hotel nach dem amerkanischen, in welchem er wohnte. Er ritt nie anders als in Begleitung eines japanischen Offiziers und zwar ritt er gewöhnlich in sehr scharfem Tempo. Die Zeit hatte auch ihn vorsichtig gemacht und diese Vorsicht hatte neue Nahrung gewonnen durch ein Wort, welches ihm seine japanische Haushälterin in der vorhergehenden Nacht in's Ohr geflüstert hatte. Dieses Wort war eine Warnung vor naher Lebensgefahr. Hewskin hatte in Folge dessen sofort vom Gouvernement noch drei Jakonins zu seinem

persönlichen Schutze requirirt, so daß er auch heute in Begleitung von 4 kaiserlichen Jakonins unser Hotel verließ; einer führte den Zug, drei folgten. Der Weg zwischen uns und dem amerikanischen Gesandtschafts-Hotel gestattete nicht durchgängig ein rasches Tempo; ein Stück desselben war eine enge und dunkle, von hohen Bäumen beschattete Allee, durch welche man des Abends nothgedrungen im Schritt reiten mußte. In dieser Allee geschah plötzlich ein Angriff auf die Escorte. Ehe Jemand zur Besinnung kam über Zweck und Art des Angriffs, war Hewskin vom Pferde gehauen. Ebenso geheimnißvoll als die Mörder gekommen waren, verschwanden sie auch. Die Jakonins transportirten den Verwundeten nach seiner Wohnung. Zwei fürchterliche Schwerdthiebe hatten ihn tödtlich verletzt und unser schleunig herbeigerufene Gesandtschaftsarzt fand ihn sterbend.

Weder Gewinnsucht, noch persönliche Feindschaft oder Rache waren die Motive dieses Mordes; es lag jedem Auge klar, daß hier ein principieller, ein politischer Mord verübt war, daß wir es mit der ersten Lebensäußerung einer wirklich bestehenden Verschwörung zu thun hatten. Nicht der geringste Vorwurf, nicht der leiseste Verdacht konnte die japanische Regierung dabei treffen. Die Verschwörer hatten mit gutem Vorbedacht und mit großer Vorsicht ein Opfer

ausersehen, von dem man hoffte, daß es zu ernsten und energischen Remonstrationen von der einen Seite führen, und daß es die Regierung in große Verlegenheit und in einen Conflikt mit dem Auslande bringen müsse.

Der amerikanische Gesandte, Herr Harris, welcher der zunächst und direkt Betroffene dabei war, erklärte jedoch schon am nächsten Morgen, von jeder officiellen Pression auf die japanische Regierung Abstand nehmen zu wollen. Es kann wohl sein, daß er bereits Nachrichten aus seiner Heimath hatte, welche die kommenden traurigen Verhältnisse daselbst ziemlich sicher prognosticirten, und daß er deshalb den Augenblick nicht für geeignet hielt, in einer Weise aufzutreten, die eine militairische Machtentfaltung seines Vaterlandes nothwendig gemacht hätte. Wahrscheinlicher ist indessen, daß es in der amerikanischen Politik überhaupt lag, Frieden um jeden Preis mit Japan zu erhalten und sich als den wahren Freund und Verbündeten dieses Landes gegenüber den europäischen Staaten zu geberden. Diese Ansicht erhielt durch das spätere Benehmen des Mr. Harris eine ziemlich deutliche Bestätigung, denn als einige Tage später die übrigen Vertreter fremder Mächte in Jeddo, von der Solidarität ihrer Interessen überzeugt, sich dahin vereinigten, Jeddo auf einige Zeit zu verlassen und sich

nach Yokuhama so lange zurückzuziehen, bis sich die japanische Regierung für stark genug erklären würde, ihnen persönliche Sicherheit in Jeddo zu garantiren, da schloß sich der amerikanische Gesandte von dieser Maßregel aus, die in ihrer Gemeinschaftlichkeit einen vorwiegend demonstrativen Charakter hatte; er erklärte, auf alle Fälle in Jeddo bleiben zu wollen. Unter dem Scheine des Muthes verbarg sich der Wunsch, die günstige Gelegenheit zu benutzen und während der Zeit der alleinige Rathgeber des japanischen Gouvernements zu sein.

Wir Preußen hatten neben dem amerikanischen Gesandten die nächste Stellung zu dem Ermordeten; er war als Opfer gefallen, während er sich in unserm Dienste befand. Es war nicht nur ein tiefes und herzliches persönliches Interesse, das wir an dem Dahingeschiedenen nahmen, und das in uns den Wunsch erregte, ihm nach christlicher und europäischer Sitte den letzten Liebesdienst auf dieser Erde zu leisten, sondern es erschien als ein gebotener politischer Akt, diesen letzten Liebesdienst in einer solennen und demonstrativen Weise zu verrichten. Das Gouvernement wurde mit dieser unserer Absicht bekannt gemacht und suchte die Ausführung derselben auf alle mögliche Weise zu hintertreiben. Es war indessen vergeblich, daß es den fremden Gesandtschaften die Gefahr schilderte,

welche mit dem Unternehmen verbunden sei; es gebe offenbar keine günstigere Gelegenheit für die Verschworenen, einen großen Schlag auf einmal auszuführen, als das projektirte Begräbniß; eine unzählbare Menschenmenge würde auf den Beinen sein; die Stimmung derselben sei ungewiß und die Regierung würde einem allgemeinen Aufstande gegenüber ohnmächtig sein.

Die möglichen Vorsichtsmaßregeln wurden unsererseits getroffen. 100 Marinesoldaten wurden gelandet, Signale zwischen dem Lande und den Schiffen waren verabredet, die Landungs-Kanonen in die Boote gesetzt und Alles zu einer weiteren Unterstützung von den Schiffen aus vorbereitet. Indessen konnten wir uns nicht verhehlen, daß auf diese weitere Unterstützung schwerlich zu rechnen sein werde, denn es war ein stürmischer Tag, der Wind wehte vom Lande, es stand eine hohe kurze See in der Bai und die Schiffe lagen 1½ deutsche Meilen vom Lande ab, die unter den vorliegenden Verhältnissen durch Rudern zurückgelegt werden mußten.

Die Erinnerung an diesen Tag wird jedem Betheiligten unverlöschlich sein. Wir waren im Ganzen gegen 200 Europäer, freilich bis an die Zähne bewaffnet; ein tiefer Ernst lagerte auf jeder Stirne und unzweifelhafte Entschlossenheit blitzte aus jedem Auge;

in die Nothwendigkeit versetzt, zu kämpfen, hätten wir unser Leben theuer genug verkauft; indessen das Endresultat in einem solchen Kampfe konnte doch nicht zweifelhaft sein.

So lange wir uns in den engeren Straßen der Stadt bewegten, waren wir verhältnißmäßig sicher. Den Zug führten 5 hohe japanische Würdenträger, Minister und Gouverneure des Bezirks und der Stadt. Ihnen folgten 20 Mann unserer Marine-Soldaten mit gefälltem Bajonet, und es war jenen 5 Würdenträgern bedeutet, daß sie bei dem ersten Angriff, der auf uns erfolgen würde, unfehlbar zuerst von ihren Pferden geschossen würden. Wenn wir aber auf freie Plätze gelangten und unser Blick auf die Massen fiel, durch die wir hindurch mußten (es mochten an einzelnen Stellen 50—60,000 Menschen versammelt sein), so mußte Jedem einleuchten, daß wir uns in einer Falle befanden, die nur zuzufallen brauchte, um uns zu zerquetschen. Wenn das Volk von beiden Seiten auf uns drückte, so waren wir, — bewaffnet bis an die Zähne, wie wir waren, dennoch mit allen unsern Waffen wehrlos. Der Zug bewegte sich hastig und ohne Feierlichkeit; ebenso ging auch die Ceremonie des Begräbnisses vorüber. Hewskin hatte der katholischen Religion angehört und wurde nach dem Ritus derselben in möglichster Vereinfachung beerdigt. Die

Situation gipfelt in dem Bilde: der Priester im Talare steht am Grabe, die linke Hand hält das Gebetbuch, die rechte — den Revolver.

Der Zug rückwärts nach unserm Hotel geht in noch größerer Hast, in schnellerem Tempo. Als sich die schweren eichenen Thorflügel hinter dem Letzten von uns schließen, geht ein Gefühl der Genugthuung durch jede Brust. Es erhebt uns das Bewußtsein, mit voller Hingabe unsere Pflicht als Menschen, als Christen und als Söhne des Vaterlandes erfüllt zu haben.

In die nächsten Tage fällt der Beschluß der fremden Gesandten, mit Ausnahme des amerikanischen, Jeddo zu verlassen. Alles packt und sitzt auf seinen Koffern. Aber uns Preußen fesselt noch ein wichtiges Geschäft. Der Vertrag ist fertig, alle Formalitäten sind erfüllt bis auf die feierliche Unterschrift der beiderseitigen Bevollmächtigten. Unmöglich konnten wir davon gehen und das mühsam geschaffene Werk ohne den Schlußstein lassen. Auch diese Unterschrift erfolgte endlich und Jedermann war froh, als er sich wieder in seiner engen Schiffs-Klause befand.

Während dieser Tage fielen allnächtlich Meuchelmorde vor, nicht an Europäern verübt, sondern Japaner gegen Japaner. Das Gouvernement hatte in

alle Gesandtschaften, zum Schutze derselben, Besatzungen gelegt; Offiziere derselben, wenn sie die Runde machten, die Posten inspicirten oder sich im Diensteifer außerhalb des Bereichs ihrer Mannschaft wagten, wurden aus Hinterhalten angefallen und niedergemetzelt. Diese Thatsachen sprachen deutlich genug für die Stellung der Regierung in dieser Frage und für das Vorhandensein einer feindlichen verschworenen Macht.

Der letzte Zweifel darüber verschwand einige Monate später. Wir waren, nachdem wir unsere Aufgabe für Japan erfüllt hatten, längst in China, als uns die Nachricht ereilte, daß die Gesandten, von der herrschenden Ruhe getäuscht, ihre Residenz nach Jeddo zurückverlegt hatten, und daß gleich darauf ein nächtlicher Ueberfall im englischen Gesandtschafts-Hotel versucht war. Durch einen Zufall entging der Gesandte der Ermordung, sein Secretair, Mr. Oliphant, wurde schwer, wenn auch nicht lebensgefährlich verwundet, und der ganze Ueberfall durch ein schnelles und energisches Einschreiten der japanischen Polizei überwältigt. Drei oder vier von den Angreifern waren im Kampfe getödtet oder schwer verwundet und man fand bei ihnen Schriftstücke, welche als unzweifelhafte Dokumente der Verschwörung dienen konnten. Es war darin ganz klar und offen angegeben, daß das Ansehen

der eingeborenen Fürsten und Edelleute von Tage zu Tage sinke, da ihnen die Fremden die schuldige Ehrfurcht nicht erwiesen und das Beispiel ansteckend und verderblich wirke. Eine Umkehrung aller naturgemäßen Verhältnisse stehe in sicherer Aussicht. Es sei keine Rettung dagegen, als zu den alten Zuständen zurückzukehren, und die Fremden wieder auszuschließen. Man müsse den Kaiser, der zu schwach dazu sei, darin unterstützen. (Welch' seltsame Analogie bietet doch diese Partei in der Geschichte aller Staaten! Es giebt ihr gegenüber immer eine Partei, die ihren Einfluß und ihre Autorität untergräbt; ob diese Partei Fremde, ob sie einheimische Demokraten sind, ist gleichgültig, — die Partei muß entfernt oder ausgeschlossen werden. Wenn nur erst eine tiefe Scheidewand zwischen den Regenten, unter dessen Banner sie, die Feudalen, scheinbar kämpfen, und ihre Gegner gezogen ist, wenn sie nur erst mit dem Regenten allein auf der Regierungsbühne zurückgeblieben sind und ihm Auge in Auge gegenüberstehen, — mit diesem allein hoffen sie schon fertig zu werden, und die beiden Seiten entrissene Gewalt wieder in sich zu concentriren.)

Spätere Thatsachen und die letzten Nachrichten, die wir aus Japan haben, lassen keinen Zweifel darüber,

daß die feudale Revolution im Vorschreiten und siegreich ist. Es scheint, als ob eine Coalition zwischen den Feudalen und dem alten geistlichen Kaiser, dem Mikado, zu Stande gekommen ist, um den weltlichen Kaiser, den Taikun, zu demüthigen. Mögen sie ihre Fehden auskämpfen, wie sie können. Der Ausgang ist jedenfalls von hohem Interesse für Europa, da er möglicherweise unseren mühsam angeknüpften Verkehr mit Japan wieder in Frage stellt.

Man hat in letzter Zeit die Behauptung aufgestellt, der von uns mit Japan abgeschlossene Vertrag sei überhaupt null und nichtig, da der Taikun, mit welchem er abgeschlossen wurde, zur Schließung solcher Verträge gar nicht legitimirt sei. Man hat daraus Anlaß genommen, die Thätigkeit unserer Expedition und insbesondere die Geschicklichkeit des Herrn Gesandten anzuzweifeln. Ein derartiger Vorwurf konnte nur in Preußen erhoben werden, denn es scheint mir, daß es kein Land gebe, in welchem die ganze Expedition mehr Ungunst und weniger Anerkennung gefunden habe, als im preußischen Vaterlande, das sie ausgerüstet und entsendet hat.

Die Thatsache mag immerhin richtig sein und ich werde ihre Wahrscheinlichkeit und ihre Tragweite sogleich näher beleuchten. Daß dem Taikun, dessen Macht allmälig und genau so entstanden ist, wie Dy-

nastieen immer zuerst entstehen, kein geschriebenes Recht zur Seite steht, ist unzweifelhaft, vielleicht wäre auch mancher europäische Monarch in Verlegenheit, wenn er ein solches aufweisen sollte. Mehrere Jahrhunderte faktischen Besitzes pflegen aber überall auszureichen, um legitim erachtet zu werden. Vor mehr als 200 Jahren schlossen die Holländer mit dem Taikun einen Vertrag ab, der zwar auch nicht annähernd die Ausdehnung der gegenwärtig mit Japan abgeschlossenen Verträge hatte, aber doch seit diesen 200 Jahren von den Fürsten des Landes respectirt und anerkannt worden ist. Wenn dann später von den Vereinigten Staaten Nord-amerika's, von Rußland, England und Frankreich mit demselben Taikun Verträge abgeschlossen wurden, so lag weder eine Pflicht, noch irgend eine Veranlassung für unsern Gesandten vor, die Legitimation des Taikun zu prüfen; es wäre nach diesen Präcedenzien einfach lächerlich gewesen.

Wenn nun die Revolution in Japan siegreich sein sollte, so sind die Folgen freilich schwer vorher zu bestimmen, da mit Revolutionen nicht gut zu rechnen ist. Sollten die eventuell siegreichen Fürsten die mit den Fremden geschlossenen Verträge annulliren, so glaube ich, daß die Solidarität der Interessen aller Vertrags-Mächte so stark und so allseitig erkannt sein wird, daß durch eine gemeinsame Action die Oeffnung

Japans erhalten, resp. wieder hergestellt wird. Wir werden es dann ohne Zweifel mit einem widerstandsfähigeren Feinde zu thun hben, als in China, indessen kann der Sieg der europäischen Waffen schließlich nicht in Frage gestellt werden.

Ein Tag in Nangasaki.

Nach einer viertägigen und verhältnißmäßigen langwierigen Fahrt kam ich von Shangai auf Sr. Majestät Transportschiff „Elbe" im April 1861 zum zweiten Male nach Japan, diesmal nach Nangasaki, wohin ich bei meiner ersten Anwesenheit in Japan nicht gekommen war. Die Fahrt war langwierig, verdrüßlich und unangenehm gewesen, denn der Wind stand uns entgegen und zwang uns zu fortwährendem Kreuzen; aus Regen- und Schneeschauern war nur auf Augenblicke die Sonne herausgetreten, kaum hinreichend, die nöthigen Observationen zu machen, um Standort und Cours des Schiffes zu bestimmen. Aber das gute Glück und unser geschickter Capitain brachten uns eines Morgens an die richtige Stelle an der Südspitze Japans. Es ist als ob die alten Götter, welche doch mitunter ganz richtige Instinkte hatten, diese herrlichen

Eilande mit ihren anmuthigen Bewohnern hätten vorsorglich schützen wollen gegen das Eindringen fremder Barbaren. So versteckt liegt die Einfahrt in den Hafen von Nangasaki, daß selbst ein seemännisch geübtes Auge sie nicht entdeckt und ein Schiff tagelang an den steilen unwirthlichen Felsenküsten umherkreuzen könnte, ohne sie zu finden. Wenn man sie endlich gefunden hat, so liegt eine grüne liebliche Insel mit einem kleinen Tempel darauf quer vor dem Eingange und ein enges Fahrwasser, das noch dazu eine Biegung macht, führt das Schiff wie mit Zauberschlag in ein kleines Paradies. Der Wind, der draußen scharf geblasen, ist zu einer sanften Brise abgeschwächt, die kaum noch die Segel bläht, und von der wir nun wünschen, daß sie nicht ganz erlischt, ehe sie uns zum Ankerplatz geführt hat, zum sonnigen Ankerplatz an der Seite unserer europäischen Genossen, der „square rigged vessels".*) Auf der stillen glatten Wasserfläche des Hafens liegt warm und blendend die Sonne; sie lagert brütend auf dem dunkelsaftigen Grün der sanften hohen Bergabhänge, sie vergoldet die Dächer

*) „Square rigged vessels", quer getakelte Schiffe, haben in englischer Uebersetzung die Chinesen und Japaner die europäischen Schiffe genannt zum Unterschiede von ihren Dschunken, welche keine querstehenden Raaen führen, und wäre ihr Tonnengehalt auch noch so groß.

einer großen volkreichen Stadt, die sich in eine Bergschlucht hineingebaut hat, sie spielt um die luftigen Veranden unserer Erdtheils- und Racegenossen, die ihre Häüser so nahe als möglich am Ufer errichtet haben; denn diese Sonne mag wohl Tage, Wochen und Monate hindurch allzuwarm auf diesen vollendeten Kessel drücken, so daß uns nordischen Barbaren die fächelnde Meeresbrise unumgängliche Lebensbedingung ist.

Wer aber wochenlang in Schnee- und Regenschauern gegen Stürme auf hochbewegter See gekreuzt hat, dessen Blick weilt mit Wohlgefallen selbst auf einer öden Steppe, an deren Ufer sein Schiff vor sicherem Anker ruht; doch selbst der gesättigte und blasirte Blick des Vielgereisten wird mit Entzücken über die Scene wandern, die jetzt vor ihm liegt. Der Zauber liegt in der Form der grünen Berge, die mit ihren sauberen Terrassen, mit ihren idyllischen Pachthäusern, die prunklos in stiller Selbstgenügsamkeit zwischen Camellien und blühenden Azaleen sich über die ganzen Abhänge verbreiten, ein seltsam reiches Culturbild darbieten; der Zauber liegt in dem stillen klaren Wasser, das all diesen Reichthum widerspiegelt, er liegt in der Luft, die warm und weich uns umhüllt und erfüllt.

Die Sonne sinkt; ihr rother Widerschein gießt

neue Tinten über die Landschaft, in deren Anschauen wir Alle still versunken sind. Der Seefahrer hat einen rastlosen Fuß; wann und wo immer sein Schiff zu Anker geht, eilt er an Land, um den Fuß auf der Mutter Erde zu versuchen. Von uns war heute Niemand gegangen, wir saßen in gehobener Stimmung auf Deck und freuten uns nach bösen Tagen der Sicherheit, der Ruhe, der warmen Luft. Ein Kanonenschuß fällt auf einem der Hügel, die hinter uns liegen am Eingange der Bucht. Es ist das Signal, daß ein Schiff sich dem Hafen nähert. Der schwarze wolkige Rauch eines Eisenschlottes zeigt sich am Eingange und bald verkündet das Schnauben der Maschine die Nähe des Gastes. Bald vorwärts bald rückwärts schnaubend sucht das Schiff einen Ankerplatz in guter Entfernung von seinen Nachbarn. Es ist eine Kriegs-Corvette Ihrer Großbritannischen Majestät. Und wie sie nun ruhig vor ihrem Anker liegt, fliegt ein Blitz aus ihrer vordersten Stückpforte, ihm folgt der Donner, der mächtig über die Berge dahinrollt und mit majestätischem hundertfachem Widerhall von dort zurückkehrt. Die üblichen Salutschüsse werden langsamer abgefeuert als gewöhnlich, um den Widerhall nicht zu stören. Eine japanische Batterie beantwortet sie mit Präcision. In der Stadt und rund umher am Ufer des Bassins erwachen Lichter, nicht nur die Lichter in

den Häusern und auf den Straßen, sondern in leise schwankendem Kahn liegt unfern dem Ufer der geduldige Fischer, um bei Fackelschein neugierige Bewohner der Tiefe zu berücken. Die Luft ist so klar und dünn, daß selbst bei Nacht die Conturen der Berge sich scharf gegen den dunkelblauen Himmel abzeichnen, und daß man die Gestalten der Baum-Patriarchen auf den Spitzen der Berge deutlich unterscheidet. Es ist einer jener Abende, eine jener Scenen, die den Menschen besser machen ohne Bibel und Gesangbuch; es ist das Testament, das urewige, welches das alte und das neue Testament in sich schließt, das Testament der Natur, das in solchen Augenblicken vor uns aufgeschlossen liegt. Es ist in solchen Augenblicken, daß wir ihre Geheimnisse, ihren Zusammenhang, ihre Göttlichkeit verstehen.

Und das ist das Schöne dieser Religiösität, daß sie sich anlehnt an das Reale, daß sie aufspringen kann mitten unter den Freuden der Welt, daß ihr Erzeuger nicht das finster schreitende Unglück ist, daß der edle Rheinwein, der in unserem Glase perlt, sie nicht zerstört, sondern sie hebt. Das letzte Glas für Euch, ihr Lieben, daheim!

Der Morgen kam. Der nervenerregenden, wollustathmenden Abendsonne gegenüber erschien die jungfräulich keusche, nervenstählende, zu Thaten erweckende

Morgensonne. In frischem Thau erglänzten die Berge, eine frische Brise kräuselte die Oberfläche des Wassers, die schlanken Fischerboote flogen hinaus zum nassen, beschwerlichen Tagewerke. Meine Koffer mit dem, was ich für einige Wochen an Land zu gebrauchen gedachte, waren längst gepackt, und dem ersten braunen Gesichte, das mir vom winzigen Kahne seitlängs des Schiffes an Bord herauf sein fröhliches „oheio anatta“ (guten Morgen!) zurief, vertraute ich meine Koffer und mich selber an, um mich an die steinerne Landungsbrücke zu rudern, die in Büchsenschußweite von unserem Schiffe entfernt lag. Ich hatte schon am Tage vorher meine Empfehlungsschreiben voraus gesendet, und eine Einladung zurückerhalten, die Zeit meines Aufenthalts am Lande zu wohnen. Das war in Desima, dem einst vielgenannten, weltberühmten Desima, der kleinen Insel, die durch eine kurze Brücke mit dem Festlande und mit Nangasaki verbunden ist, und auf welche sich die alten tapferen Holländer unbegreiflicher Weise länger als zwei Jahrhunderte wie in schmählicher Gefangenschaft hatten eindämmen lassen. Jetzt ist die Schranke natürlich gefallen und sie sind gleichberechtigt mit den übrigen Nationen, aber aus Gewohnheit und Tradition sind sie in dem alten Desima geblieben. Mein Wirth war also selbstverständlich ein Holländer.

Man spricht jetzt viel von „Comfort“ in der Welt, und auch in Deutschland verbreitet sich allmählig Verständniß und Werthschätzung dieses Begriffs. Wir halten allgemein die Engländer für die Erfinder und die wahren Meister darin. Wer aber die verschiedenen europäischen Nationen in den Colonieen und in fernen Welttheilen beobachtet, wer mit ihnen, und zwar mit Jedem in seiner Weise, gelebt hat, der weiß, daß es einzig und allein die Holländer sind, die auf der Höhe ihrer Kunst stehen. Der Engländer seufzt zu sehr unter der Tyrannei seiner Etiquette, er ist Sclave von hundert Vorurtheilen, die vielleicht in der Heimath noch einen Sinn, in den Colonieen aber gar keinen mehr haben. Der Holländer hat sich die gesammten comfortablen Einrichtungen des Engländers zu eigen gemacht, um sie mit einer ungleich größeren Freiheit zu genießen. So war ich denn comfortable vom ersten Augenblicke ab, so verlebte ich Wochen eines reichen, harmonischen Lebensgenusses mitten unter guten Menschen, in einer hinreißenden Natur, umgeben von den literarischen Schätzen des alten Europa, durch keinerlei Zwang beengt, und dann — man darf es wahrlich nicht gering veranschlagen — alle die kleinen Sorgen des Lebens, die uns in der Heimath, in den knapp zugeschnittenen, engen Lebensverhältnissen auf Schritt und Tritt nachfolgen, und die Du zornig oft genug

selbst vom Rande des funkelnden Römers vor Dir sich erheben siehst, all Das weilt hinter Dir versunken in nebelgrauer Ferne! Welttheile und Oceane zwischen Dir und ihnen! Nichts zu thun als zu genießen, zu genießen in vollen Zügen! Sei kein Thor, und genieße!

Ja wahrhaftig, ein Genuß ist es, in der schattigen luftigen Veranda des oberen Stockwerkes so zu sitzen oder vielmehr zu liegen im indischen Rollstuhle, der aus Bambus und Rohr zusammengesetzt mehr ein Kanapee als ein Stuhl ist, den Rauch einer edlen Manila vor sich hinzukräuseln und den Blick bald abwärts auf der glänzenden und bewegten Wasserfläche ruhen zu lassen, die von hunderten von Kähnen durchkreuzt wird, characteristisch genug durch die braunen, fast nackten, kräftigen Gestalten der Ruderer, durch die in bunten Gewändern und in reichstem Kopfschmuck strahlenden Land-Damen, die zur Stadt kommen oder nach Hause eilen, und durch die aufgestapelten zierlichen Waarenballen, die nach den Schiffen verladen werden; bald das Auge nach dem gegenüberliegenden kleinen Berge zu richten, an dessen Abhange in heiterem Stil sonnig ein Tempel liegt, umgeben von immergrünen Eichen, von rothblühenden Camellien und Azaleen, und die ganze Gruppe überragt und eingeschlossen von uralten Kiefern, die Dich so seltsam heimathlich anschauen,

und Dich bewegen, mitten in dem Reichthum, in dem Du Dich befindest, doch eigenthümlich sinnend dem Schiffe nachzublicken, das dort mit weißglänzenden Segeln sich eben aus dem Hafen windet, — um heimwärts nach dem alten Europa zu eilen.

Aus diesen Träumereien, genußreich eben so sehr durch Das, was ich habe, als durch Das, was sehnsuchterweckend in der Ferne liegt, werde ich herausgerissen durch einen leise schleifenden Schritt, der langsam die Veranda entlang kommt. Ein rothwangiges Mädchen im enganschließenden blauen seidenen Rock mit hochtoupirtem schwarzglänzendem Haar steht an meiner Seite; sie neigt sich so weit vorne über, daß sich die Hände auf ihre Kniee stützen; in dieser Stellung verharrt sie und sagt: „Herr, das Frühstück ist bereitet.“

Ich folge ihr in den Salon, wo ich den Hausherrn, seinen jüngeren Compagnon und einen Commis bereits versammelt finde. Wir setzen uns zu Tische und mit Erstaunen bemerke ich hinter den Stühlen meiner drei neuen Freunde drei japanische Damen. Eine solche Bedienungs-Garde war mir bisher weder im Abend- noch im Morgenlande vorgekommen, aber ich begriff mit einem Schlage den ganzen Comfort derselben. Wer nicht mit einem goldenen Löffel im Munde oder auf einer der höher gelegenen Terrassen

des socialen Lebens geboren ist, der ist in der Regel von Jugend auf an weibliche Bedienung gewöhnt. Diese Gewohnheit eines vierzigjährigen Lebens hatte ich nun seit fast anderthalb Jahren entbehrt. Es hatte seit dieser Zeit nur die gebräunte Bärentatze des Matrosen mich bedient oder der stutzerhafte chinesische Boy, der meistentheils pünktlich thut, was ihm obliegt, aber auch keinen Strich darüber, und der zugleich der schärfsten Controle unterworfen sein muß, wenn man nicht nach kurzer Zeit finden soll, daß seine Bedienung eine sehr kostspielige ist. Ich empfand mit Erquickung zum erstenmale wieder das Walten des weiblichen Geistes im Hause.

Ich will nicht sagen, daß die Europäer in der Fremde im Allgemeinen sich ascetisch von dem Umgange mit dem eingeborenen weiblichen Geschlechte zurückziehen; aber das eingeborene Mädchen wird weder ihre Frau noch ihre Dienerin; die Etiquette und die europäische Anschauung, die man mit hinübergenommen, schließen die Eingeborene vom Hause aus; sie wird dem Europäer nichts als das fest engagirte Liebchen, das in der Stille der Nacht besucht wird oder besucht. Wo sie selbst im Hause wohnt, ist sie dem Auge des Fremden doch unsichtbar. Der Holländer hat diese Prüderie (denn es ist nichts als eine offenkundige Prüderie) siegreich und praktisch überwunden.

Er nimmt die Eingeborene offen in sein Haus und er macht aus einer unnützen und kostspieligen Dirne eine wirkliche Freundin, Wirthschafterin, Dienerin. Sie hält seine Zimmer mit dem ganzen, natürlich weiblichen Verständniß für diese Region des Lebens in Ordnung, in Sauberkeit; sie besorgt Wäsche und Küche, ohne selbst Wäscherin oder Köchin zu sein; aber sie führt die Aufsicht und hat eine Wirthschaftskasse zur Disposition; sie vermittelt den Verkehr ihres Herrn und Freundes mit der japanischen Außenwelt und sucht ihn durch ihre Kenntniß der Personen vor Schaden zu bewahren. Sie fesselt ihn an's Haus, weil nun eben ein Comfort im Hause ist, den er bei den anderen Europäern desselben Ortes vergeblich suchen würde. Ueber die sonstige Natur dieser Verhältnisse kann kein Zweifel obwalten. Ein Mädchen von 5 Jahren mit hellblondem Haar kommt in's Zimmer gesprungen, sie zieht sich, da sie den fremden Mann gewahrt, scheu hinter ihre Mutter zurück, die hinter dem Stuhle des Hausherrn steht; der aber holt das Kind hervor, setzt es auf seinen Schooß, streichelt es und sagt mit demselben Stolze, als ob die Mutter desselben eine legitime europäische Frau gewesen wäre: „Meine Tochter!"

Wie mich die kleinen zierlichen Hände freuen, welche die Speisen präsentiren und die Teller wechseln, denn die drei Grazien dehnen ihre Vorsorge auch auf mich

aus; wie ich mich an dem freundlichen zuthunlichen Wesen dieser gebildeten Naturkinder ergötze, die so hoch über dem Niveau unserer Dienstmädchen stehen! Ich bin über die Sonnenwende des Lebens hinweg, und mein Scheitel giebt Kunde davon, und so darf ich es wohl sagen: es liegt noch heute ein eigenthümlicher Reiz für mich darin und es gehört für mich zum vollendeten Comfort einer Tafel, von graziösen und, wenn es sein kann, schönen Mädchen bedient zu werden; ich kann es sagen, obgleich ich sicher bin, daß auch meine Frau diese Zeilen lesen wird, sobald sie in die Oeffentlichkeit hinaustreten.

Nun aber beginnen die ernsteren Geschäfte des Tages. Ein Jeder geht an die Erfüllung seiner Pflichten; die meinige ist, mich über die heißen Stunden des Tages in kühler Zurückgezogenheit hinweg zu lesen und zu schreiben. Mit Freuden begrüße ich dann die vierte Stunde des Nachmittags, um meinen Wanderstab ergreifen und in die grünen Berge hinauspilgern zu können, denn eher erlaubt es schon jetzt im April der Stand der Sonne nicht. Wie diese Berge Zeugniß ablegen von dem Fleiße und der Intelligenz dieser Menschen! Terrassen sind dem von Natur sterilen Felsen abgerungen oft von wenigen Quadratfußen; eine reiht sich künstlich an die andere; jede für sich ein laut redendes Zeugniß für das Alter der japanischen Cultur.

Das ungewohnte Steigen in den Bergen und die noch immer heiße und blendende Sonne haben mich bald genug ermüdet und abgespannt. „Sehen Sie dort, sagte mein Begleiter, jene Mauer am Abhange des nächsten Hügels? Sehen Sie die steinernen Treppen, die zu einer Thüre darin führen? Jene Mauer umschließt einen Theegarten und ein Theehaus. Lassen Sie uns zur Erfrischung eine Tasse Thee nehmen!" Ich willigte mit Freuden ein, denn ich kannte aus meinem ersten Aufenthalte in Japan sowohl die Annehmlichkeit der Theehäuser als den diätetischen Werth einer Tasse warmen Thees gerade nach einer durch Sonnenhitze erzeugten Abspannung.

Ich war in Jeddo und Jokuhama in manchem Theegarten gewesen, aber Originelleres und Lieblicheres hatte ich niemals gesehen, als was jetzt sich meinen Augen erschloß. Die kleinen Unebenheiten des natürlichen Terrains waren hier in meisterhafter Weise benutzt, um den Mikrokosmus einer grotesken Natur darzustellen. Kleine Gebirge mit schroffen, zackigen Felsen, Thalklüfte dazwischen und zu ihren Füßen kleine Seen, auf deren Grunde man die munteren, glänzenden chinesischen Goldfische sich tummeln sieht, und deren Rand von Zwergbäumen besetzt ist, die mit komisch gravitätischer Miene sich im Wasser widerspiegeln. Die eine Seite des Gebirges bildet in der Regel eine

zierliche Grotte, überhangen von blühender Winde und grade groß genug, um ein liebendes Pärchen, das nahe an einander rückt, in sich aufzunehmen. Der ganze Garten ist schattig gemacht durch verdeckte trauliche Laubengänge oder die natürlichen Laub- und Nadelkronen der hohen Bäume. Und nun denke, daß es Frühling ist, daß Alles in den buntesten Blüthenfarben flimmert und glänzt und duftet! Ein vollkommener Irrgarten ist es, in dem uns bei jeder Biegung auf dem kleinen Terrain etwas Neues, Unerwartetes entgegentritt. Auch die Thierwelt hat ihre Vertretung gefunden, aber nicht in natura, sondern das vegetabilische Reich hat sich dazu hergeben müssen, den Stamm zum Thierrücken zu beugen, die saftstrotzenden Zweige zu Armen, Beinen oder Flügeln zu verkrüppeln und die Blätter zu Haaren oder zu Federn zu gestalten. Es ist gewöhnlich der Taxus oder eine feinblättrige Lorbeere, welche auf diese Weise in Thiergestalten gezwängt sind. Bald ist's ein großer Reiher, der vor Dir steht, bald ein Hirsch, ein Kameel oder ein kleines Hündchen. Die Kunstfertigkeit, mit der die größeren Zweige gebogen und gezogen, die kleineren mit der Scheere gestutzt und dadurch der Wuchs der Blätter geregelt ist, findet erst unsere volle Anerkennung, wenn wir den oft gemachten Versuch wiederholen, ein solches im Topfe gezogenes Pflanzenthier zu acquiriren, um

es selbstständig weiter zu züchten, oder auch nur zu erhalten. Dieser Versuch schlägt uns stets fehl und in kurzer Zeit ist von der künstlich gezogenen Form unter unseren Händen nichts mehr übrig geblieben; die Natur hat uns vollständig besiegt.

Bei einer Wendung, die wir machen, steht plötzlich ein kleines lachendes Palais vor uns. Das weit vorspringende Dach ruht luftig auf schlanken Holz-Säulen und bildet die Veranda, die sich im Winkel über zwei Seiten des Hauses hinzieht. Wir treten einige Stufen hinauf und stehen in der Veranda. Die einfache Construktion des ganzen Hauses liegt vor uns; es ist eigentlich nur ein einziger großer Raum, der durch verschiebbare dünne Papierwände, welche zugleich Thüren und Fenster repräsentiren, in mehrere Gemächer getheilt ist; der ganze Fußboden aber, wohin immer unser Auge dringen mag, ist mit glänzenden gelbweißen Binsen-Matten bedeckt. Auf diesen Matten sitzen Gruppen von Männern, Weibern, Mädchen und Kindern; sie trinken Thee aus kleinen Tassen und auf schönen lackirten Präsentirbrettern mit kurzen Füßchen darunter, welche die Präsentirbretter zugleich zu kleinen Tischen machen, stehen in kleinen Schalen bunt und zierlich aufgeputzte klein zertheilte Speisen. Alle Gesichter sind strahlend von Heiterkeit. Seitwärts der Gruppe und dem Haupte derselben gegenüber sitzt ein

japanisches Mädchen mit hochfrisirtem Haar, das reichlich mit 10—12 großen Nadeln oder Gabeln von Glas, Metall oder Schildpatt verziert ist. Sie schlägt die Zitter und singt dazu ein Lied, das nach dem Effekt, den es auf die Gesellschaft macht, äußerst humoristisch zu sein scheint. Ich verstehe seinen Inhalt nicht, ich bin jedoch überzeugt, daß ein deutscher oder gar ein englischer Sittenrichter ihn für unmoralisch erklären würde; aber in Japan ist die Prüderie nicht zu Hause, englischer Puritanismus würde nie Wurzel schlagen und für finsteren Zelotismus und christliche Ascetik fehlt durchaus jeder Boden. Es ist eine heitere, sonnige, genießliche Lebensanschauung, die Alles beherrscht. Das Symbol des japanischen Volkes ist der Schmetterling; nicht der sich seines leichtfertigen Dranges wohlbewußte, bei allen Blumen schmarotzende Schmetterlings-Stutzer unserer Gesellschaft, sondern der wahre Schmetterling, der, einem unbewußten Naturdrange folgend, in unschuldsvoller Naivetät von Blume zu Blume sich schwingt, um heiteren Lebensgenuß zu schöpfen. Es ist etwas entschieden Griechisches in dieser Lebensanschauung.

Die Gruppe vor uns ist eine Familie; es ist ein Mann mit seiner Frau, zwei erwachsenen Töchtern und einem kleinen Sohne; es muß ein Edelmann oder ein höherer Bramter sein, denn er sowohl als sein

kleiner Sohn tragen zwei Schwerter im Gürtel. Die Zitterspielerin ist eine der vielen jungen Damen, welche als Dienerinnen zum Theehause gehören, und die jener Familienvater sich mit Kenneraugen ausgewählt hat, ihn mit Liedern und Scherzen beim Mahle zu unterhalten. Wie wäre eine solche Scene bei uns möglich, und wie viel weniger denkbar wäre es, daß der Mann in Gegenwart seiner Frau und seiner Töchter sich unter den vorgestellten Nymphen prüfend diejenige herauswählte, die seinem Geschmacke am meisten entspricht. Und doch ist dies ganze Vergnügen unschuldig, es ist eben nur ein Vergnügen und kein Laster; denn der alte Herr, nachdem er gegen das Ende des Mahls den Thee mit dem berauschenden heißen Reis-Wein (Saki) vertauscht hat, ist nach und nach in sehr gehobene Stimmung gekommen, die Tage seiner Jugend stehen vor ihm und voll von Illusionen über seine ungebrochene Kraft geht er mit seiner Alten und dem jungen Nachwuchs, der eine Lection in Musik und in Grazie genommen hat, selig nach Hause, um die wilden Träume zu verschlafen.

Während wir diese Gruppe betrachtet haben, sind wir selbst längs auf der Matte postirt, auch unser Auge weidet sich an den lieblich kindlichen Gesichtern, deren Träger uns den Thee serviren und auch uns mit ihren näselnden dünnen Stimmen zu unterhalten

versuchen. Welch einen tölpelhaften, bärenmäßigen Eindruck müssen wir schon durch unsere Stellungen auf der Matte den zierlichen Leuten gemacht haben! Der Japaner betritt das Innere eines Hauses nie anders als in Strümpfen; die Stroh-Sandalen läßt er unwandelbar in dem Corridor vor der Thüre; nur dadurch ist die vollendete Reinlichkeit und Sauberkeit der Matten zu erklären; wenn sie nun mit untergeschlagenen Beinen sitzen, so bleiben nicht nur die Matten, sondern auch die Kleider sauber; aber unsere steifen ungelenkigen Beine halten ein solches Sitzen nur eine kurze Zeit aus, und dann liegt man der Länge nach da, bald auf dem Rücken, bald auf der Seite und ist in Verlegenheit, wo man die unpoetischen, bestaubten und abfärbenden Stiefel verbergen soll. Man fühlt sich in kurzer Zeit unbehaglich, und so zog auch ich es vor, nach kurzer Rast wieder aufzubrechen und der Bequemlichkeit meines Rollstuhls zuzueilen. Der kleine Theegarten aber übte einen dauernden Zauber auf mich aus und manche Tasse erfrischenden Thees wurde bei Spiel und Gesang dort geleert. Der Zufall führte mir dort einen strebsamen jungen japanischen Maler zu, der mir bei meiner Abreise ein von ihm in europäischer Manier gemaltes Bild von einem Theile jenes Gartens zum Andenken verehrte.

China.

Ein Ausflug in den Seiden-Distrikt.

I.

In Regen und Nebel waren wir Anfangs Februar den Woosung River hinauf nach Shangai gekommen, Nebel und Regen lagerten wochenlang mit geringen Unterbrechungen über der Gegend und der feine bei der geringsten Nässe zerfließende Thon, welcher diese reiche Alluvial-Ebene characterisirt, erschwerte jeden Schritt selbst innerhalb des wirren Gemenges von Palästen, welches man das europäische Settlement nennt. An Ausflügen in die Gegend war um so weniger zu denken, als die Witterung dabei kalt und bisweilen unter den Gefrierpunkt herabsank. Anfang März trat plötzlich ein Umschwung ein, die Sonne schien hell und warm, und Frühlingswinde fegten die Straßen trocken. Ich faßte sogleich den Entschluß, alle übrige Zeit dazu zu verwenden, um in China so

viel von China zu sehen, als die ungünstigen Verhältnisse es irgend gestatten wollten. Ungünstig waren die Verhältnisse, weil erstlich meine Zeit beschränkt war, denn als die Vorbereitungen zu der kleinen Expedition endlich am 16. März vollendet waren, erfuhr ich zu meinem Leidwesen, daß mein Urlaub von der Gesandtschaft nicht über den 24. hinaus ausgedehnt werden könne, so daß mir nur ein Zeitraum von 8 Tagen zur Verfügung stand; unglücklich waren sie ferner, weil der Bürgerkrieg, der dieses mächtige Reich seit 10 Jahren spaltet, sich bis auf wenige Meilen gegen Shangai herangezogen hat, und die Rebellen nach allen Richtungen hin die Wasserstraßen mit Ausnahme der Seeseite besetzt halten; es kommt dazu, daß Flußpiraten überall die Gegend unsicher machen. Das Alles war wohl zu überlegen, aber trotz allseitiger Abmahnungen hielt ich meinen Entschluß aufrecht, schon einfach deshalb, weil ich ihn für meine Pflicht erachtete.

Ich hatte auch gute Gründe, mit einigem Vertrauen auf die kleine Excursion zu blicken, da mir durch die bereitwillige Güte des Herrn W. Probst (Chef des Handlungshauses W. Pustan & Co. in Shangai), dem unsere ganze Expedition zu mehrfachem Danke verpflichtet ist, einen der Gehülfen seines Geschäftes, Herrn Johann Spetzler, als Führer und Begleiter

gütigst zur Disposition gestellt war. Herr S., der mehrfach im Innern gewesen, um direkte Einkäufe von Rohseide zu leiten, hatte sich eifrig auf das Studium der chinesischen Sprache geworfen und es so weit gebracht, daß er wenigstens in Betreff des Nothwendigsten sich mit Leichtigkeit verständigen konnte; mit einer großen Vorliebe, die er für das chinesische Volk eingesogen, verband er eine umfassende Orts- und Personen-Kenntniß. Unter diesen Umständen glaubte ich den Versuch wagen zu müssen, um so mehr, als sich uns Herr G. R., ein junger Kaufmann, anschloß, der schon lange gewünscht hatte, einen Blick ins Innere zu thun, um die Absatzquellen für sein Geschäft zu studiren. Drei gutbewaffnete Europäer sind den Chinesen gegenüber eine ganz respectable Macht.

So trafen wir Drei denn verabredetermaßen am 16. Nachmittags 4 Uhr auf dem Kai von Shangai an einer bezeichneten Stelle zusammen und gingen an Bord des kleinen Fahrzeuges, über dessen Steuer an schwankendem Bambus die hannoversche Flagge wehte, welche den großen Vortheil gewährt, der englischen zum Verwechseln ähnlich zu sehen. Unsere Bagage und Dienerschaft fanden wir vor, und so wurde sogleich der Befehl ertheilt, abzustoßen. Da sich im letzten Augenblicke herausstellte, daß ein Boot denn doch unerträglich beengend für uns Alle sein würde,

wurde in Eile noch ein zweites Boot gemiethet und für die Dienerschaft und Küche bestimmt. Während wir nun vom Lande abstießen und uns in unserer kleinen Junke zwischen den großen Schiffen der fremden Barbaren hindurchwanden, musterte mein Blick die inneren kleinen Räume des Schiffes und Jeder mochte wohl im Stillen calculiren und projectiren, wie er zur Nacht die Matratze legen und welchem Winkel er sein Haupt anvertrauen sollte. Das Wetter war trübe und kalt geworden, und es schien, als ob der Anfang unserer Reise nicht vom glänzendsten Humor begleitet sein sollte. In diesem kritischen Momente öffnete unser Cicerone eine Klappe, die in das Zwischendeck hinabführte und die Aussicht, die sich uns hier eröffnete, brachte die Anfänge von Trost und Zufriedenheit in unser Herz. Da standen auf der einen Seite aufgestapelt die culinarischen Produkte Frankreichs und Englands in wohl verzinnten Blechbüchsen conservirt, während uns auf der andern Seite ganze Batterieen von wohlgekorkten und verlackten Flaschen entgegenstarrten. Wir mischten sogleich des kühlen Wetters wegen eine Flasche Porter und, um eine leichtere Stimmung zu erzeugen, eine Flasche Sekt miteinander, und trieben mit der Fluth den Strom aufwärts; die letzten Schiffe des Hafens verschwanden hinter einer Biegung, und wie ich in den dämmernden Abend

hinausblickte, überschlich mich das unheimliche aber erklärlich bange Gefühl, abgeschnitten zu sein von den letzten Verbindungsfäden mit europäischer Cultur. Aber es lag auch wieder ein eigenthümlicher Zauber in dem Gedanken, dieser Cultur einmal entronnen zu sein, alle Bequemlichkeiten, mit welchen sie uns verzärtelt und verweichlicht hat, zu entbehren, alle Sicherheit, die der wohlorganisirte Staat mit Rechtspflege, Polizei und Militair uns zu gewähren mag, hinter uns zu lassen. Die beengende Jacke des Staatsbürgerthums war abgestreift, das Weltindividuum restaurirt; es lag etwas Erfrischendes in dem Gedanken, einmal auf eigene Füße gestellt zu sein, auf nichts vertrauen zu dürfen, als auf die eigene individuelle Kraft, Umsicht und Besonnenheit und einen sechsläufigen Revolver.

Mit heranbrechendem Abend ging auch die Fluth zu Ende und da Fluth und Ebbe hier so stark sind, daß man ohne Hilfe eines günstigen Windes niemals allein durch Rudern sich gegen dieselbe vorwärts bewegen kann, so waren wir gezwungen, an einem öden, unbewohnten Ufer zu Anker zu gehen und die nächste Fluth abzuwarten. Es war empfindlich kalt geworden, und so zogen wir uns, nachdem wir unsere Gewehre und Revolver geladen und revidirt hatten, unter das hintere Deck zurück, ließen über den Zwischenraum zwischen den beiden Decken eine Verbindungsmatte

schieben, entzündeten ein Licht und beorderten unser Diner. Die Zeit bis dahin wurde mit Versuchen ausgefüllt, das Boot abzudichten und uns gegen die unmittelbaren Einflüsse des kalten und rauhen Windes zu schützen, Versuche, die nur theilweise und sehr unvollkommen gelangen.

Ich fing unter diesen Umständen an zu glauben, daß die Wahrscheinlichkeit von Schnupfen und Katharrhen in direktem Verhältniß stehe zu der Entfernung von der europäischen Cultur und sah im Geiste bereits ein ganzes Heer von Rheumatismen über mich herfallen. Indessen ein gutes Diner und ein guter Pelz drängten auch diese Besorgnisse in den Hintergrund und um 10 Uhr lagen wir friedlich auf den entrollten Matratzen und schliefen für diese Nacht ohne weitere Vorsichts-Maßregeln, denn wir befanden uns wenige Stunden vor Shangai und in einem District, wo die kaiserliche Autorität zu dieser Zeit unangetastet war. Zwar hatten zahlreiche Feuer, deren Rauch man in breitem Gürtel seit einigen Tagen ununterbrochen um Shangai aufsteigen sah, gezeigt, daß die Rebellen sich dieser wichtigen Stadt wieder einmal näherten, aber es war nichts in dieser Richtung hin, die wir verfolgten, gesehen worden. Gegen 2 Uhr erwachte ich von lauten Stimmen und einer schwankenden Bewegung des Bootes; ich fühlte, daß wir im Gange waren.

Die Fluth hatte wieder eingesetzt und die Bootsleute benutzten dieselbe zu unserer Freude. Die Chinesen rudern ihre Boote nicht nach dem bei uns üblichen Systeme; sie haben die Ruder nicht an der Seite, sondern hinten am Steuer und bewegen sie drehend hin und her in der Längsrichtung des Bootes; es ist dies einfach das Princip, welches der Schraube zu Grunde liegt und ich erinnere mich aus meiner Kindheit, diese Art des Ruderns in Ostpreußen ebenfalls gesehen zu haben; so vortheilhaft sie ganz gewiß ist, so wenig ist sie für den Passagier angenehm; sie ertheilt dem Boote heftig und ruckweise schaukelnde Bewegungen. Ungewohnt derselben verbrachte ich eine unruhige Nacht. Helle Sonnenstrahlen, die durch die Ritzen oder besser gesagt durch die Spalten unserer Bootswände hineindrangen, riefen mich nach erquicklicherem Morgenschlafe auf Deck und ich fand das Boot vor Anker an einer kleinen Landungsbrücke, da die Ebbe wieder eingesetzt hatte. Wir hatten mit der letzten Fluth etwa 5 deutsche Meilen gemacht und befanden uns bei dem Städtchen Ming-hong. Nun wurde die Matte abgehoben, die Matratzen und Decken zusammengerollt und der Versuch gemacht, in freier Luft Toilette zu machen. Das Wasser wurde unmittelbar aus dem Flusse geschöpft und knieend wusch man sich aus kleiner blechener Schale, so gut es eben

gehen wollte. Wie standen die Tage der Jugend vor mir, da man auf einer Ferienreise als Gymnasiast oder Student am Abhange irgend eines Gebirgsrückens im glitzernden Morgenthau erwachte, sich in der nächsten Quelle wusch, mit dem Humor der Jugend die Unbequemlichkeit vergaß oder hinwegspottete und das Ganze für eine herrliche poetische Episode hielt. Ein Rest von Humor war mir auch heute wohl noch geblieben, aber Poesie vermochte ich doch nicht mehr darin zu entdecken.

Erfrischt und durch ein gutes Frühstück gestärkt warfen wir unsere Doppelgewehre um, und die Revolver an der Seite sprangen wir ans Land und theilten die gaffende Menge, die bereits angefangen hatte, sich zu sammeln. Wir umgingen die Stadt in weiterem Bogen und in schnellem Tempo, bis sich unser Gefolge verloren hatte und streiften dann zwischen den Feldern umher, dem Vergnügen der Jagd folgend, während ich für meine Person mich zugleich in meinem Fache als Landwirth unterrichten konnte. Gelegentlich traten wir in einen Tempel, der ziemlich alt und verfallen aussah; wir rauchten mit den freundlichen Priestern unter dem Schutze riesiger buntbemalter und vergoldeter Götzen eine Friedenscigarre und nahmen schließlich eine große kaiserliche Werft in Augenschein. Einige 20 Kanonenboote lagen dort im Bau

begriffen und ungemeine Thätigkeit herrschte auf dem ganzen Platze. Aber man muß sich unter einer kaiserlichen Werft nicht ein Bild entwerfen, wie es etwa die europäischen Staatswerften darbieten. Ein Platz von 3—4 Morgen ist abgesteckt und mit einem durchbrochenen Bambuszaun umgeben; einige luftige Schoppen stehen unregelmäßig durcheinander, um ein paar Balken und Bretter gegen den Regen zu schützen, — das ist die ganze Vorrichtung; keine Krahne zum Heben von Lasten, keine Maschinerieen irgend welcher Art beengen den Platz, ein kleines Beil ist der ganze Arbeitsapparat. Aber man muß sich auch unter einem chinesischen Kanonenboote nicht vorstellen, was wir darunter verstehen; sie sind nicht halb so groß, tragen aber doch, während die unsrigen nur mit einer, und ganz große Kanonenboote mit 2 Kanonen armirt sind, deren 3, 4 bis 6. Es ist ein wunderlicher Anblick, solches Kanonenboot. Unregelmäßig gestellt blicken diese Kanonen, meist flach ohne Laffette auf dem Boden liegend, über die niedrige Brüstung; fast alle sind von verschiedenem Kaliber, 2=, 4=, 6=Pfünder. Ich bin überzeugt, daß sie zu den meisten gar keine Kugeln haben, und ein paar Schuß Pulver an Bord verleihen ihm einen hinlänglichen moralischen Effekt. Kaiserliche Soldaten, die sich unter dem Scheine, die Arbeit zu beaufsichtigen, faullenzend zwischen den

Booten umhertreiben und sich von den übrigen mit großem Lärm arbeitenden Chinesen nur durch ein wilderes und zerlumpteres Aussehen unterscheiden, drückten uns sogleich ihren Wunsch aus, mit Cigarren versehen zu werden; sie thaten es auf die sehr verständliche Weise, daß sie uns harmlos, ohne weiter ein Wort zu verlieren, unsere brennenden Cigarren aus dem Munde nahmen und in den ihrigen verpflanzten. Alle Cigarren, die wir wieder für uns entzündeten, erfuhren dasselbe Schicksal. Eine kurze Weile amusirt solch naiver Communismus, aber zuletzt machten ihn seine praktischen Folgen doch lästig und so wandten auch wir der stolzen kaiserlichen Werft und ihren galanten Rittern den Rücken und wendeten uns unserem Boote zu. Diesmal aber mußten wir, wenn wir nicht einen sehr weiten Umweg machen wollten, durch einen Theil des Städtchens marschiren, wozu ich mich denn auch mit einigem Widerwillen entschloß. Gleich in der ersten Straße, die wir betraten, schritt uns plötzlich ein alter Chinese mit grauem langem Schnurbarte aus seinem kleinen Laden entgegen, machte das Zeichen des Kreuzes und indem er uns außerdem ein altes Bild des gekreuzigten Heilandes entgegenhielt, wollte er sich unzweifelhaft als Christ zu erkennen geben. Zugleich lud er uns ein, bei ihm einzutreten und ihm etwas von seinem alten Gerümpel abzukaufen.

Nun besteht zwischen den kleinen Handwerkern und den kleinen Läden in China und zwischen denen in Japan der große Unterschied, daß man in Japan fast in jedem, auch dem kleinsten und untergeordnetsten Laden Kleinigkeiten findet, die unserem europäischen Auge entweder ansprechend und selbst künstlerisch werthvoll erscheinen oder uns irgend eine praktische Benutzung versprechen, während in China in diesen Läden, die viel mehr schmutzigen Höhlen gleichen, der größte und miserabelste Schund sich aufhäuft, der irgend denkbar ist. Trostlos flog mein Auge über diesen Trödelkram hin und schon griff ich in die Tasche, um mich mit einem kleinen Geldgeschenke loszukaufen; aber unser vorsichtiger Führer sagte: „Prüfen Sie erst, weß Geistes Kind er ist; versuchen Sie etwas zu kaufen.“ Ich fing daher an, um ein altes rostiges und schartiges Küchenmesser zu handeln. Er forderte den bescheidenen Preis von 4 Dollar oder 6 preußischen Thalern; er ging zwar in raschen Sprüngen bis auf einen halben Dollar hinunter und bat zuletzt nur um ein Geschenk, aber es half ihm nichts mehr; ich ließ ihm sagen: „Wenn Du wirklich ein Christ bist, so verdienst Du bestraft zu werden, weil Du von Deinem Christenthum einen unehrlichen Gebrauch machen wolltest; wenn Du aber kein Christ bist, so hast Du mich durch Vorspiegelung betrügen wollen und verdienst erst recht keine

Belohnung." Ein zahlreiches Publikum hatte sich mittlerweile dicht um uns in der engen Straße geschaart; es hatte erst andächtig zugehört, nun aber brach es mit ächt chinesischer Schadenfreude auf Kosten des armen Trödlers in Gelächter aus, und verschiedene Ausrufungen gaben uns Kunde, daß es diesen kleinen Vorfall für einen köstlichen Spaß halte.

Von dichtem Menschenschwarm umringt, müde und voll Ekel über den unvermeidlichen und sich überall wiederholenden Gestank einer chinesischen Stadt langten wir nach und nach bei unseren Booten an. Die Fluth setzte ein, die Bootsleute und der Koch, die mittlerweile fouragirt hatten, kehrten mit Hühnern, Enten, Körben mit Eiern und Reis gleichzeitig zurück und nach einem trefflichen Frühstück setzten wir ab; ein frischer Wind erhob sich zu unserer Benutzung, und so fuhren wir den hier immer noch breiten Woosung-River mit schneller Fahrt aufwärts.

Rechts und links an den Ufern dehnt sich Ebene aus, nichts als Ebene. Dieser Theil China's bildet wie ich glaube die größte Ebene der Welt und zwar eine so vollendete, wie ich sie sonst nirgends gesehen. Ein reicher, unergründlich tiefer Thonboden bildet hier eine Fläche größer als das Königreich Preußen. Das Meer hat sich von der Oberfläche langsam zurückgezogen, aber die Wasser haben von der Fläche ohne

Neigungswinkel nicht vollständig ablaufen können, Gruppen von Seeen sind zurückgeblieben und zahlreiche große und kleine Wasserarme durchziehen nach allen Richtungen hin das Land. Der Mensch hat benutzt und weiter ausgebaut, was die Natur geschaffen. Dies natürliche Netz von Straßen ist durch Kanäle vervollständigt und in ein zusammenhängendes System gebracht. Niemals kann in Europa alle Cultur und alles Geld zusammengenommen durch Eisenbahnen und Chausseeen einen solchen Reichthum von überall gleich guten Verkehrsstraßen schaffen, als er sich hier darbietet. Man denke sich in dieses Wassernetz erst das Dampfschiff eingeführt, und die Billigkeit und Bequemlichkeit des Transports muß bei der enormen Production dieser reichen Ebene eine wunderbare Größe des Verkehrs erzeugen. Dieses Straßennetz ist so gegliedert, daß nach meiner Schätzung selten ein zusammenhängendes Stück Land von mehr als einer geographischen Quadratmeile Flächeninhalt gefunden wird.

Der Charakter der Landschaft ist darum seltsam eintönig und doch nicht ohne Reiz, nicht ohne Anmuth. Jedermann weiß, welch eigenthümlichen Zauber Wasser jeder Landschaft verleiht. Die Ebene selbst ist nicht leer. Dörfer oder vereinzelte Pachthöfe liegen überall im Gesichtskreise. Um die Dörfer herum ziehen sich stets reiche Baumpflanzungen; auch mitten im Felde

stehen große, schöne, wohlgepflegte Bäume; sie sehen noch größer aus, als sie sind, denn sie stehen auf kleinen kegelförmigen Hügeln. Durch tausend und abertausend solcher kleinen Hügel, die sich nach allen Seiten hin in allen erdenklichen Formen über das unermeßliche Reich erstrecken, wird der Begriff der Ebene nicht nur für das äußere Auge aufgehoben, sondern auch unsere Fantasie auf das Lebhafteste beschäftigt, unser Gefühl mannigfaltig erregt. Denn alle diese Hügel sind Gräber. Man denke sich die Erdoberfläche in möglichst kleine Streifen oder Quadrate zerschnitzelt; jede Familie besitzt 1, 2 bis 3 solcher kleinen Parcellen, die ihr Feld, ihr Garten und ihr Kirchhof sind. So ist ganz China ein Kirchhof geworden. Jedermann ruht auf seinem heimathlichen Grunde, wo er geboren ist, wo er gelebt und gearbeitet hat. Größere Hügel umschließen gemauerte Gräber für ganze Familien, aber man findet auch oft auf einer Parcelle verschiedene kleinere Gräber; hier ein kleiner kegelförmiger Hügel, dort ein gemauertes und mit Stein gedecktes Miniaturhaus, welches einen Sarg in sich schließt, dort steht ein Sarg, der noch keine Erdbedeckung hat finden können, vorläufig mit Stroh sorgsam umhüllt; er harrt der Zeit, daß der Sohn oder Enkel das Liebeswerk vollendet und die bleichenden Gebeine gegen Wind und Regen deckt. Alle diese Gräber sind mit Sorgfalt

gehalten. Ein Baum, ein Strauch oder eine einfache Blume ziert sie; größere Grabstätten von Reichen sind durchgängig luxuriös damit ausgestattet und bilden bisweilen reizende Gruppen. In jedem Frühjahr wird durch das ganze Land ein Tag zum Andenken der Todten gefeiert, ein Todtenfest; an diesem Tage wird jedes Grab mit einer neuen Pflanze beschenkt, je nach dem Reichthum oder Geschmack der Ueberlebenden, und wenn es ein Büschel einfacher Reis- oder Weizenpflanzen ist, der auf das Grab verpflanzt wird, — irgend ein grünendes Symbol der Unsterblichkeit ist an diesem Tage jedem Grabe gewiß.

So findet der Reisende mitten in dieser Eintönigkeit, mitten in der ebensten Ebene doch unaufhörlich Beschäftigung für Auge und Fantasie. So flogen auch uns die Stunden schnell vorüber, bis unsere Bootsleute in einen kleinen Nebenfluß (den Sun-kiang-Creek) einbogen, wo wir bereits 30—40 Boote vor Anker fanden. Die Fluth hatte umgesetzt und das Tagewerk für heute war gethan. Niemals wird ein Boot es wagen, irgendwo allein zu übernachten; sie liegen immer in großen Gruppen, um gegen Diebe und Räuber geschützt zu sein. Unser zweites Boot wurde längsseit gelegt, das Diner beordert und wir benutzten die Zwischenzeit zu einem Spaziergange in die Umgegend; es gelang uns, von den Fasanen, die

in der Regel dicht an den abgesonderten Etablissements im Buschwerk oder auf den größeren Grabhügeln liegen, zwei schöne Exemplare für unsere Küche zu erlegen. Die Chinesen essen den Fasan nicht, weil sie den Glauben haben, daß er sich von den Todten nähre; sie nennen ihn deshalb auch den Todtenvogel. An Bord zurückgekehrt, ließen wir uns unser Mahl prächtig schmecken und waren eben im Begriff, unser Dessert zu verzehren, als wir auf unangenehme Weise aus unserer Behaglichkeit aufgestört wurden.

Es erhob sich plötzlich wüstes Geschrei barscher eindringender Stimmen, hinter uns ängstliches Geschrei unserer Bootsleute; mit einem Sprunge stand der eine unserer Diener an unserem Eßtische und rief uns mit verstörtem Gesichte zu: „Räuber, Räuber!" Wir prallten wie electrisirt von unseren Sitzen auf, griffen instinctmäßig nach unseren Revolvern und sprangen auf die Plattform in der Mitte des Bootes, welche unbedeckt war. In diesem Momente stürzten drei verwegen aussehende Gestalten über unser Proviantboot hinweg in das unsrige, ihnen folgten sogleich drei andere, die von unserm Boote weiter ans Ufer sprangen, wahrscheinlich um uns die Flucht abzuschneiden. Wir aber dachten in diesem Augenblicke an nichts weniger als an Flucht; wir standen still, die Bewegungen der Gegner beobachtend und die Hand am Revolver. Ich

gestehe, daß ich anfing, mich unbehaglich zu fühlen; im Augenblicke hatte sich aus allen Booten in der Runde die gesammte Bevölkerung am Ufer zusammengedrängt und trat theilweise aus Neugier, die Entwickelung der Dinge mit anzusehen, auf unser Boot über. Es wäre in diesem Wirrwar unmöglich gewesen, Freund von Feind zu unterscheiden und wir mußten unfehlbar durch das Gewicht der Menge erdrückt werden. Mein Auge ruhte aber vor allen Dingen auf den drei Burschen, die uns zuerst geentert hatten. Was zögerten sie? Sie machten erst eine vollständige Vorbereitung zum Kampfe. Der erste war ein großer, stämmiger, dunkelbrauner Kerl mit so gutmüthigem Gesichte, daß dieser Character der Gutmüthigkeit durch die ungeheuerlichsten Grimassen, die er schnitt, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, nicht völlig verwischt werden konnte; er hatte ein verrostetes kurzes Schwert in der Hand, das er abwechselnd mit einem kurzen Stahl auf beiden Seiten strich und dann, wie um seine Schärfe an der Luft zu prüfen, um sein zopfumgürtetes Haupt schwingen ließ. Der zweite hatte eine Musquete, die jedenfalls aus einem der früheren Jahrhunderte stammte, und auf die er sich mit großem Eifer bemühte, ein Bajonet aufzustecken; er schien aber mit dem Erfolge so unzufrieden, daß er seine Versuche wiederholt erneuerte; der dritte hatte

eine Pistole in der Hand und schüttete Pulver auf die Pfanne; dies war nach dem ersten flüchtigen Ueberblick jedenfalls die gefährlichste von den drei Waffen, da sich absolut nicht berechnen ließ, wohin die Kugel, falls das Pulver in der Pfanne sich wirklich entzünden sollte, gehen würde; es war allerdings möglich, daß sie zur Mündung herauskam, aber sie konnte ebenso gut hinten oder zu einer der Seiten hinausspringen, und eine allgemeine Explosion des wunderbaren Instruments war der wahrscheinliche Effekt. Der Anblick dieser Vorbereitungen war weit entfernt, den fürchterlichen Eindruck auf uns zu machen, der damit beabsichtigt war. Ich wandte mich an Herrn Spetzler mit der Frage: wie denken Sie? „Sein Sie ganz ruhig," erwiderte er, „ich bin überzeugt, daß wir es mit keinen Räubern, sondern mit kaiserlichen Soldaten zu thun haben; sehn Sie dort das Kanonenboot mit den kaiserlichen Fahnen, und sehn Sie, dort kommt ein Mandarin, jedenfalls der Befehlshaber der kleinen Kriegs-Junke. Ich glaube, man will unser Boot untersuchen, ob wir vielleicht Waffen den Rebellen zuführen. Vor allen Dingen Ruhe!"

In diesem Augenblicke erreichte der bezeichnete Officier das Boot und dies war das Signal zur Attaque. Die drei so martialisch Bewaffneten stellten sich dicht vor uns hin, die andern drei vom Lande, ebenfalls

mit Seitengewehren versehen, kletterten ins Boot und in unsern Wohn- und Eßsalon, begannen alle losen Planken aufzuheben, und Alles zu durchsuchen. Unsere Koffer wurden hervorgezogen, geöffnet und durchkramt. Ich empfing den Eindruck, als ob diese kaiserlichen Soldaten geneigt seien, sich wenig von Räubern zu unterscheiden. Unser Führer hatte sich mittlerweile mit dem Officier in eine Unterhaltung eingelassen, die er trotz des Aergers, den er empfand, so höflich und gemüthlich als möglich durchführte, und da wir uns überhaupt friedlich benahmen, lachten und den rauhen Kriegern Cigarren offerirten, so hinderte man uns nicht an freier Bewegung und es war uns daher möglich, bei der Visitation nach unseren Sachen zu sehen und Diebstähle zu verhüten.

So weit ging Alles wohl, allein es war doch ein kitzlicher Punkt dabei. Die Untersuchung war allerdings auf Waffen gerichtet. Einige Wochen vorher war Shangai voll von der Nachricht, ein Boot, welches Waffen für die Rebellen geladen hatte, sei von den Kaiserlichen aufgegriffen und der Besitzer, ein englischer Kaufmann, mit seinem Gehülfen gefangen genommen und gebunden nach Shangai geführt; dort waren sie allerdings auf Requisition des englischen Consuls gegen eine bedeutende Deposital-Summe in Freiheit gesetzt, aber auch gleich darauf zu einer Strafe

von etwa 10,000 Thalern und natürlich zum Verlust der Waffen verurtheilt. Dies mochte wohl Prisengelder gegeben haben und daher war die Untersuchungswuth gerade in ihrer höchsten Blüthe. Nun hatten wir zwar keine Waffen, die wir den Rebellen zuführen wollten, aber wir hatten deren doch genug, um Leuten, die Händel suchen, Verdacht zu erregen. Wir führten 5 bis 6 Doppelgewehre, 2 Säbel und 3 Revolver mit uns, theils zur Vertheidigung, theils zur Jagd. Glücklicherweise waren 3 Doppelgewehre auseinandergenommen und nach englischer Mode in flachen Kästen verpackt; sie standen in einer Ecke und Mäntel und Plaids lagen darüber, so daß sie der Aufmerksamkeit entgingen. Es schien aber, als sollte eine Beute um jeden Preis gemacht werden. Der lange Schwertträger entdeckte in einer Ecke mein Jagdgewehr, sprang wie ein Tiger darüber her und wollte so eben damit aus dem Boot, als Herr R., der daneben stand, mein Gewehr am Kolben ergriff und es zurückreißen wollte. Nun warf sich der Chinese in die Brust, eine Fluth entrüsteter Worte strömte aus seinem Munde und der Säbel machte sehr unzweideutige Bewegungen gegen die Brust des Herrn R. Der letztere, obgleich für gewöhnlich ungemein ruhig, ist aber auch Anfällen von Heftigkeit ausgesetzt, die ihn übermannen. Ich sah in seinem Auge einen gefährlichen Strahl aufblitzen, ich

sah ihn den Revolver erheben und ich fühlte, daß der kritische Moment jetzt erst gekommen sei. War erst ein Schuß gefallen, so war es klar, daß sich ein Kampf entspinnen mußte, aus dem wir vielleicht für den Augenblick als Sieger hervorgehen konnten, der aber schließlich, da wir außer Stande waren, das Schlachtfeld zu verlassen, doch mit unserer Vernichtung endigen mußte. Nun gestehe ich, daß auch bei mir die Aufregung allmälig in Entrüstung übergegangen und der Kampfgott in mir lebendig geworden war; aber ich hatte auch längst schon überlegt, daß ich diese Reise doch eigentlich unternommen hatte, um die Cultur des Maulbeerbaumes in den Seidendistrikten zu studiren, nicht aber um von elenden Chinesen ermordet zu werden, und wie in diesem Augenblicke die süßen und heiligen Bande, die mich noch an das Leben fesseln, mit frischem Glanze vor meine Seele traten, da sprang ich zwischen die Kämpfer und suchte dem Freunde den Revolver zu entreißen; ich fand es schwerer, den Freund zu beschwichtigen als den Feind. Unterdessen wanderte mein Gewehr ans Land in die Hände des Officiers, der es prüfend betrachtete. „Wenn Du es verantworten kannst," rief ihm Herr Spetzler zu, „so nimm es, aber Du wirst es theuer bezahlen, wenn wir nach Shangai zurückkehren, denn ich werde es dem Tautai sagen." (Tautai heißt der Gouverneur und erste

Civilbeamte einer Provinz.) Der Officier bemühte sich anfangs keine Miene zu verziehen, er schien nachzusinnen; allmälig nahm sein Gesicht den Ausdruck steigenden Unwillens an. „Siehst Du nicht," rief er dem Säbelträger zu, der das Gewehr geraubt hatte, „siehst Du nicht, Dummkopf, daß dies kein Gewehr für die Rebellen ist? Wie sollten sie es wohl bezahlen? Lege es sogleich wieder hin, woher Du es genommen." Nun wurde noch, um sich kein Dementi zu geben, eine Zeitlang weiter untersucht, dann gab der Officier das Zeichen zum Rückzuge, und der ganze abenteuerliche Zug bewegte sich über die Boote hinweg von Boot zu Boot, bis sie ihre Kanonen-Junke erreicht hatten. Sobald sie unser Boot verließen, schien auch aller Fanatismus, aller Kriegsmuth von ihnen gewichen, sie sahen sich wiederholt mit verschmitztem Lächeln um, und die am wildesten sich geberdet hatten, lachten nun seelenvergnügt. Sie waren sich jedenfalls bewußt, eine Heldenthat verübt zu haben, die sich würdig den größten Thaten ihrer Vorfahren anreihen konnte. Dies kleine Ereigniß war auch gewiß von größerer Tragweite, als es auf den ersten Augenblick erscheint. Der Mannschaft von mehr als hundert Booten, die um uns versammelt lagen, war gezeigt worden, wie stark die kaiserliche Regierung, und wie muthig ihre Soldaten seien; selbst vor einem Boote

mit Europäern hatten sie sich nicht gefürchtet; und eine solche Demonstration kann nicht unwichtig sein an den Grenzen zweier kriegführenden Mächte und in der Mitte einer schwankenden Bevölkerung.

Wie viel nun aber auch Wahrheit oder Schein in ihrem Grimme und in ihrer Wuth gewesen sein mochte, wir sahen sie mit einer gewissen Erleichterung ihr Segel hissen und davon fahren; wir hatten alle das Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein.

Mittlerweile hatten die Diener eine erträgliche Ordnung im Boote hergestellt; so saßen wir bald wieder ruhig um unseren Tisch und ein Glas guter Sherry und der blaue Rauch einer Manilla setzten unsere Stimmung rasch wieder in's Gleichgewicht. Und doch wurde, noch unter dem Drucke der letzten Scenen, die Frage vorübergehend discutirt, ob es nicht besser sei umzukehren. Wenn wir hier mitten im kaiserlichen Gebiete schon solchen Brutalitäten ausgesetzt waren, was hatten wir erst unter den Marodeuren und Rebellen zu erwarten? Indessen da unser Führer der Meinung war, daß wir dort sicherer sein würden als im Kaiserlichen und da meine Natur nicht dahin neigt, einen einmal gefaßten Reiseplan ohne die dringendste Veranlassung aufzugeben, so entschied ich mich für die Fortsetzung der Reise. Für heute Nacht schien es jedoch für alle Fälle rathsam, auf der Hut

zu sein, besonders da die Junke etwa in 1000 Schritt Entfernung wieder zu Anker gegangen war. Es wurde daher beschlossen, uns in zweistündlichen Wachen die Nacht über abzulösen, und Herr R. bekam die erste Wache von 8—10. Als ich um 10 Uhr geweckt wurde, erwachte auch Herr S. und fragte, wie es draußen aussehe. „Es regnet.“ Dann, sagte Herr S. zu mir, machen Sie es genau wie ich, d. h. drehen Sie sich auf die andere Seite und schlafen Sie ruhig weiter. Wenn es regnet, ist man in China vor jedem Anfalle sicher; nichts scheut der Chinese so sehr als Regen.“

Ich unterstützte diese Meinung mit allen mir zu Gebote stehenden Gründen und that wie mir gerathen war. Wir erwachten dann auch am folgenden Morgen früh und unversehrt; ein Theil unserer Nachbaren war bereits aufgebrochen und wir beeilten uns, ihnen zu folgen.

II.

Es hatte die Nacht durch geregnet und der Morgen war trübe und neblig. Nach zweistündiger Ruderfahrt passirten wir Man, die letzte kaiserliche Station. Der Woosung theilt sich hier in zwei Arme und der eine der dadurch gebildeten Land-Winkel ist nach beiden Seiten hin mit Kanonenbooten

umgürtet und einwärts mit roh aufgeworfenen Schanzen versehen, in denen wir jedoch keine Kanonen entdecken konnten. Der größte Schmuck eines chinesischen Lagers sind die Fahnen, mit denen es schwelgerisch ausgestattet ist. Fahnen von allen Farben und von allen Gestalten flattern dichtgedrängt lustig und imponirend im Winde und so bildeten auch die im Winkel postirten Boote mit ihren hunderten von bunten Fähnchen mitten in der Einöde der großen Land- und Wasser-Fläche ein interessantes und anmuthiges Bild. Der militairische Werth dieser Position ist allerdings schwach; man denke sich ein einziges europäisches Dampf-Kanonenboot mit einer einzigen gut bedienten Kanone darüber herfallen und die ganze Flotte mit allen ihren Fahnen ist in die Luft geblasen.

Nichts geschah, um uns aufzuhalten und so setzten wir unsere Fahrt unter günstigen Umständen fort, denn der Wind hatte sich allmälig gedreht und gestattete uns Segel zu führen. Wir hatten nun die letzte kaiserliche Station im Rücken, aber wir waren damit noch nicht im Gebiete der Rebellen. Es ist natürlich, daß die Grenzen im Kriege nicht so scharf bestimmt sind, besonders die Grenzen in einem Bürgerkriege, in welchem die Bevölkerung der Districte, in welchen der Krieg wüthet, schwankend ist. So ist auch hier zwischen den beiden Streitmächten ein etwa

6—8 deutsche Meilen breiter Gürtel, der als neutrales Terrain betrachtet werden kann, d. h. ein Terrain, welches der Invasion und Plünderung von beiden Seiten offen steht. Da hat sich nun in menschenfreundlicher Aufopferung eine dritte Partei erhoben, die nicht dulden will, daß die armen Landbewohner weder von den Kaiserlichen noch von den Rebellen ausgesogen werden, sondern lieber für eigene Rechnung macht. Es ist das Gebiet der im Zusammenhange organisirten Marodeure nnd Fluß-Piraten. Diese Partei buhlt mit beiden Seiten und ist die richtige Partei der Mitte. Sie halten es im Ganzen genommen mit Demjenigen, der das Uebergewicht hat und sind nominell bald kaiserlich, bald rebellisch, je nachdem es der Vortheil erheischt. In diesem Gebiete nun, erklärte unser Führer, sind wir zwar nicht sicherer, aber unsere Position ist viel klarer. Alles was uns auf dem Wasser naht, ist Feind, und wir dürfen nicht dulden, daß irgend ein Boot bei uns anlegt. Ein Boot wird es allein natürlich niemals wagen, aber wir werden Flottillen von 20, 30—60 Booten begegnen; dann heißt es: rücksichtslos und energisch verfahren; Sie müssen dann auf das erste Boot, das Miene machen sollte, uns zu nahen, ohne Zaudern schießen, und zwar schießen Sie wo möglich den Mann am Ruder."

Wir standen also auf dem qui vive; aber es war ein kalter und regnerischer Tag, und es zeigte sich nichts Verdächtiges. Gegen Mittag glänzte uns auf einmal bei einer Biegung des Flusses wieder ein bunter Flaggenwald entgegen. Es war ein Lager der Marodeure; sie hatten sich hier fest niedergelassen, Kanonenboote aufgepflanzt und eine Art Zollhaus errichtet, denn auch sie waren so weit organisirt, daß sie die aus dem Innern kommenden Waaren nicht vollständig raubten, (das würde den Handel vollständig stopfen) sondern nur mit einem Zolle belegten. Wie aber auch das schon auf dem Handel lasten muß, wird erst klar, wenn man erfährt daß 1) die Rebellen einen Ausgangszoll aus ihren Districten 2) die Marodeure einen Transit und 3) die Kaiserlichen einen Eingangs-Zoll erheben. So müssen der Waare drei Zölle zur Last geschrieben werden, ehe sie Shangai erreicht.

Herr S. erzählte uns, daß er diese Station schon einmal passirt, aber mit frischer Briese trotz lebhaften Zurufes vom Lande ungehindert vorbeigefahren sei. Auch wir hatten frische Briese und wir beschlossen daher, auch diesmal ruhig vorbeizusegeln. Sobald wir uns näherten, sahen wir es sehr lebhaft am Ufer werden. Man lief hin und her, Musketen und Lanzen wurden herbei getragen, man rief und winkte uns zu, zu landen. Wir bedeuteten unseren Bootsleuten gerade

aus zu fahren, was sie offenbar mit Widerstreben und mit Angst befolgten. Wir mochten in gerader Linie mit der Station sein, die uns zu Backbord lag, als ein blinder Kanonenschuß auf uns abgefeuert wurde. Nun aber war es mit der Oberhoheit und dem Commando über unsere Bootsleute vorbei. Es war interessant zuzusehen, wie die Kerle mit ihren langen Zöpfen im Boot umhersprangen, als wenn sie schon mitten im Kartätschenfeuer wären; im Nu fiel das Segel und war der Bug des Bootes dem Landungsplatze zugewendet, dem wir langsam entgegenschwammen. Hunderte von Menschen hatten sich im Augenblicke versammelt, aber ihre Haltung war Vertrauen erweckend, denn sie lachten und plapperten mit der ihnen eigenen Zungengeläufigkeit. Kaum lagen wir am Land, als auch das Boot schon überschwemmt war von Alt und Jung; jeder Fußbreit war belagert, jede Ritze wurde untersucht, wir selbst, unsere Kleider, unser Geräth mit einer Neugier und einem Jubel betrachtet, als ob Geister aus der Unterwelt aufgestiegen wären; Witzbolde machten Scherze, denn man lachte unaufhörlich und jedenfalls auf unsere Kosten. Bald jedoch theilte sich die Menge, denn der Häuptling erschien, ein junger Bursche, strotzend von Gesundheit, schön gewachsen mit glänzendem, freundlichem Auge und mit höflichen, eleganten Geberden. Er säuberte

zuerst das Boot, das sich eben so schnell leerte als es sich gefüllt hatte, dann kam er uns mit seinem freundlichen „tschintsching" (der übliche chinesische Gruß) entgegen. Wir reichten ihm ebenso freundlich unsere Hände, die er nahm und mit Affectation schüttelte, ein Zeichen, daß er schon mit Europäern verkehrt hatte; denn wenn man sonst einem Chinesen die Hand reicht, so hat er auch nicht die entfernteste Ahnung, was er damit anfangen soll; er besieht sie neugierig, dreht sie nach allen Seiten hin um und schüttelt dann wohl lachend mit dem Kopfe. Der junge Hauptmann war in weite graue Knieehosen gekleidet, an welche sich weiße Shirtingstrümpfe anschlossen, die in sauber gestickten seidenen Schuhen endigten; er trug eine blau seidene enganliegende Jacke mit langen knappen Aermeln, die untergeknöpft war, und darüber eine schwarzseidene Weste mit farbigen Schnüren besetzt. Der Kopf war mit einem rothen Crepe-Tuche turbanartig umwunden, welches das frische für unseren Geschmack etwas zu brünette Gesicht vortheilhaft hervorhob. Myoni fragte nun vor allen Dingen, ob wir Waaren an Bord hätten; Herr S. verneinte und erklärte sich bereit ihn Einblick in alle Räume nehmen zu lassen. Darüber sprachen Myoni's Mienen, Stimme und Geberden die tiefste Entrüstung aus. „Wenn wir sagten, wir hätten nichts, so sei das genug, er glaube

uns auf unser Wort.“ Myoni wurde nun eingeladen, Platz zu nehmen und ein Glas Sherry zu trinken, das er mit offenbarem Behagen ausschlürfte. Dann legte er seine Hand vertraulich auf die des Herrn S., seine Miene nahm einen schalkhaften schlauen Ausdruck an, seine Augen blinzelten listig. „Haben Sie keine Waffen an Bord?“ Nein, erwiederte Herr S., gewiß nicht; ich bin überhaupt diesmal nicht in Handelsgeschäften herausgekommen, sondern allein um mit meinen Freunden Enten zu schießen. Wir haben deshalb auch nur einige Jagdgewehre für unseren Gebrauch an Bord.

Myoni's Augen flogen suchend in dem engen Raum umher und wieder war es mein unglückliches Jagdgewehr, welches durch seine blendendere Garnirung seine Aufmerksamkeit erregte; er griff ohne Umstände danach, wog es erst in der Hand, besah es aufmerksam und ein Strahl wilder Freude flog über sein Gesicht. Als er es anlegte und offenbar ungeschickt damit handtirte, ließ ich ihm sagen, es sei geladen. „Geladen? Ai-ya! dann muß ich es gleich probiren!“ Auf sprang er, weg war er. Ich sah nur noch die Menge am Ufer, die er durchbrochen hatte, sich wieder hinter ihm schließen. Ich stand versteinert da und rief meinem Gewehre in Gedanken nach: Adieu, auf Nimmerwiedersehen, Du vieljähriger treuer Gefährte

mancher Hasen- und Hühnerjagd auf den heimischen Gefilden! Gleich darauf fielen in einiger Entfernung zwei Schüsse dicht hintereinander; fünf Minuten später erschien Myoni wieder an Bord mit heitrer unbefangener Miene, — von meinem Gewehre war nichts mehr zu sehen. „Das Gewehr ist gut, sagte er, und ich freue mich, es zu haben; ich mußte ein solches haben, und ich suche schon lange danach. Uebrigens, wendete er sich an Herrn S., sei unbesorgt; ich will es nicht umsonst, und werde es Dir vergelten. Wenn Du zurückkommst, beladen mit Seide (und hier nahm sein Gesicht wieder einen ungemein schlauen Ausdruck an) — denn wozu hättest Du sonst wohl zwei Kähne — so will ich ein Auge zudrücken beim Zoll."

Es war vergeblich ihn glauben zu machen, daß wir nicht in Handelsgeschäften reis'ten, es war vergeblich, daß ihm vorgestellt wurde, das Gewehr gehöre ja mir und nicht Herrn S. Allmälig nahm er die Miene eines hochgestellten Mannes an, der ungebührlich belästigt wird, und mit der vollendeten Hoheit eines ausgezeichneten Schauspielers, der einen Fürsten darzustellen hat, warf er die Worte hin: „So will ich es bezahlen, was verlangst Du o Fremdling?"

Wir beriethen nun rasch, was zu thun sei und waren übereinstimmend der Meinung, daß es besser sei, das Gewehr zu verkaufen, als es zu verlieren.

S. forderte den verhältnißmäßig hohen Preis von 30 taels = 70 preußischen Thalern. Myoni nickte vornehm beistimmend, ging sogleich um das Geld zu holen und kam auch bald zurück. Er hatte den Fürsten wieder ausgezogen und war sehr leutselig und freundlich; er händigte mir 6 gestempelte kleine runde Silberklumpen ein mit dem Bedeuten, daß dies 30 taels wären. Es blieb mir nichts anderes übrig, als es zu glauben und sie zu nehmen.

Ich habe diese kleine Geschichte so ausführlich erzählt, weil ich glaube, daß sie der Leser eben so bezeichnend für den chinesischen Character finden wird als ich, sobald er das Ende derselben gelesen hat. Als ich nach Shangai zurückkehrte und die Silberklumpen zur Bank schickte, um sie gegen europäisches Geld zu wechseln, fand sich, daß sie von einer sehr geringen Composition und 10 Thaler werth waren. Der Chinese wird niemals ein Ziel auf geradem Wege erstreben, so leicht und bequem er es auch auf diesem Wege erreichen könnte; er zieht es unter allen Umständen vor, auf hundert Umwegen dahin zu gelangen, und es giebt keine größeren Meister in der Kunst, ihr Ziel zu maskiren, als die Chinesen. Darum sind sie ausgezeichnete Diplomaten und wenn ihre Diplomatie mit mehr politischer Einsicht, mit mehr positiver

Kenntniß verknüpft wäre, so würden sie wahre Muster-Diplomaten sein.

Ich hatte freilich noch keine Ahnung davon, daß auch Herr Myoni zu diesen Muster-Diplomaten gehöre, als ich Abschied von ihm nahm, und wir mit erleichtertem Herzen unser Segel hißten, um weiter in's Land zu steuern. Bald hinter Tuweg — das war der Name der Station — verließen wir den Hauptstrom und bogen in ein Netz von Nebenflüssen, Kanälen und kleinen Seeen ein. Der Tag war kalt und regnerisch geblieben und die Gefährten hatten sich unter Deck zurückgezogen; ich aber saß in der Mitte zwischen Vorder- und Hinterdeck, in meinen Pelz gehüllt und ließ wie in einem Panorama Bild auf Bild vor mir vorüberziehen. Auch vor meinem inneren Auge zogen bunte wechselnde Bilder vorüber, das schöne Bergland Japan, das ich so eben verlassen, dann die Tropen-Welt von Singapore, Java, Teneriffa, dann Madeira mit seiner unbeschreiblichen Lieblichkeit, seiner zauberisch duftigen Luft, dann weiter rückwärts das grüne England mit seinen weidenden Heerden und zuletzt die theure Heimath, von der ich nun schon über Jahr und Tag getrennt war. Und als ich den Blick aufwärts schlug, sah ich vor dem Bug des Schiffes eine Rauchsäule aufsteigen hoch und schlank, und ich glaubte mit Bestimmtheit eine hohe Esse zu

unterscheiden. Wie electrisirt sprang ich auf. Welch ein seltsamer Bilder- und Ideen-Kreis wirbelte durch mein Gehirn. Industrie und Dampf, — es waren zwei Begriffe, die mir seit vielen Monaten fast abhanden gekommen waren. Wie belebte sich die Landschaft vor meinen Augen, wie gewann mir Alles ein freundlicheres, heimathlicheres Ansehen; es war mir zu Muthe, als liefe ich nach langer Seereise in einen vaterländischen Hafen. Aber je näher wir kamen, desto kleiner wurde die Esse und schrumpfte zuletzt zu einem hohen runden gewöhnlichen Ziegelofen zusammen. Verstimmt sank ich auf meinen Sitz zurück und das enttäuschte Auge schweifte wieder mißmuthig über die ununterbrochene Gräber-Ebene.

Es war mir lieb, in meinen Träumereien unterbrochen zu werden, als die Bootsleute unerwartet in einen kleinen Creek einbogen, dessen Eingang von Bäumen verdeckt war. Gleich hinter den Bäumen kamen Häuser zum Vorschein und wir lagen mitten in einem Dorfe vor Anker. Bald hinter uns lief eine elegante Junke ein, die ganz und gar, innen und außen mit braunem Firniß überstrichen war und so blank wie polirt aussah. Wir standen eben in Bewunderung verloren, als unser Enthusiasmus eine schreckliche Abkühlung erfuhr; ein furchtbarer Geruch strömte zu uns herüber. Der Kahn hatte menschliche

Excremente geladen und wir lagen gerade unter Wind vor demselben. Nach mancherlei Capitulationen und durch eine Belohnung von 100 cash (etwa 4 Silbergroschen) vermochten wir die Führer desselben, die jedenfalls eiserne Geruchsnerven haben mußten, ihren Anker wieder aufzuziehen und sich 100 Schritte weiter unter Wind von uns zu legen. Die Unempfindlichkeit der chinesischen Nasen gegen diesen außerordentlich werthvollen, aber für uns auch außerordentlich widerlichen Stoff ist wirklich Staunen erregend. Und dies ist nicht etwa blos in den unteren Klassen der Fall, sondern auch die reichsten und feinsten Chinesen tragen überall dieselbe practische Gleichgültigkeit dagegen zur Schau.

Kaum war dieses eleganteste aller Mist-Fortbewegungs-Instrumente bei uns vorüber als auch schon ein zweiter Kahn unsere Blicke fesselte. Es war ein Hirtenkahn, der eine mächtige Heerde Enten vor sich her trieb. Wie in den Steppen Ungarns oder Süd-Rußlands der berittene Viehhirt eine Nothwendigkeit ist, so hier auf den weitverzweigten Wasserflächen der bekahnte Entenhirt. Sobald er mit seiner Schaar in den Creek einlief, sang er mit kreischender Stimme einige Worte, die sofort ein 20 bis 30faches Echo von Weiberstimmen das Dorf entlang erweckten. Auf diese Lock-Signale flogen die Enten nach allen Rich-

tungen hin zu ihren Besitzern. Sie werden hier überall den ganzen Tag in den Seeen gehalten, wo sie sich von Fischen selbst zu ernähren, etwa wie bei uns die Kühe auf Gemeindetriften von einem gemeinschaftlichen Gemeinde-Hirten gehütet werden.

Schon wollten wir uns in unsere inneren Gemächer zurückziehen, als noch ein altes Weib unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, die aus der Thüre des uns zunächst liegenden Hauses getreten war. Sie murmelte immer vor sich hin und schien in den Gebüschen vor dem Hause etwas zu suchen. Endlich sprach sie laut: „Man hat mir eine Henne gestohlen! (mit kreischender Stimme:) „Wer hat sie gestohlen?" (Pause. Da die Natur auf diese kühne Frage stumm bleibt und von keiner Seite her eine Antwort kommt, fährt die Greisin zornig fort:) Möge er zur Hölle fahren, der Teufelssohn, mögen die Fische des Meeres ihn fressen!" Nun fuhr sie fort mit einer steigenden Fluth von Schmähungen und Verwünschungen, die uns unverständlich blieben. Sie riß sich in den Haaren, daß die grauen Ueberreste derselben furienartig das welke Haupt umflatterten; ihre Wuth stieg von Minute zu Minute, allmälig trat ihr der Schaum vor den Mund, sie stieß mit den Füßen convulsivisch den Erdboden; plötzlich lag sie auf dem Rücken und strampelte mit den behos'ten Beinen gen Himmel.

Dann blieb sie in dieser Stellung einige Minuten ruhig liegen, und da kein Mensch kam, um sie aufzuheben, stand sie allein auf und ging ruhig in ihre Hütte; der Paroxismus war vorüber.

Mir war dieser Anblick nichts Neues mehr, ich hatte ihn in den chinesischen Stadttheilen Shangai's zum öfteren geseh'n und zwar bei jungen Mädchen und Frauen jeden Alters. In dem chinesischen Weibe sitzt eine Quelle von Gift und eine Fülle von Galle, von der Gott sei Dank unsere deutschen Frauen wenigstens keine Ahnung haben; es giebt bei uns wohl mitunter Thränen und in Romanen lesen wir wohl von Ohnmachten und Krämpfen, aber solche Wuthparoxismen wie diese sind bei uns doch vollständig undenkbar. Man vergleicht auch bei uns in boshaftem Scherze wohl bisweilen die Weiber mit Katzen; nirgends aber kann der Vergleich so zutreffend sein wie in China; sie haben alle schlechten Eigenschaften derselben in potenzirtem Grade. Ihre ursprüngliche Natur ist wild; sie bleiben immer scheu und werden selten ganz gezähmt; bei jeder Gelegenheit prusten sie auf und kratzen gerne. Die Weiber keiner Nation sind mir unliebenswürdiger erschienen als die chinesischen.

III.

Ich hatte eine schlechte Nacht gehabt, denn es war sehr kalt und stürmisch gewesen, so daß ich mich vor Zug nicht zu retten wußte, und Pelz und Plaid zusammengenommen mich nicht warm zu halten vermochten. Und als ich nun am frühen Morgen an der schaukelnden Bewegung des Bootes fühlte, daß unsere Bootsleute am Ruder und wir unterwegs waren, erhob ich mich auch, warf mich in meinen Pelz, schlich balancirend leise über die Gefährten hinweg, räumte mit Anstrengung die Barricaden, die wir vor der niedrigen Eingangsthüre aufgepflanzt hatten, beiseite und kam mit der Sonne zugleich auf Deck. Der freie Vordertheil des Bootes war gerade groß genug, um einen Stuhl zu fassen, und so fuhr ich erfrischt in den golden anbrechenden Morgen hinaus. Die Scenerie erweiterte sich, ein größerer See breitete sich vor uns aus, an dessen anderem Ufer ein großer sich lang hinziehender Ort mit hohen und vollen Bäumen reich umgrenzt und durchwachsen sich auf einer kleinen Erdwelle erhob. Rechts tauchten am Horizont einige blaue Bergkegel auf, die Berge von Sutschau, einer der bedeutendsten Städte China's und Hauptort für Seidenfabrikation. Die Stadt war gegenwärtig in den Händen der Rebellen, fast zerstört und ver-

lassen, die Fabriken verödet; der Weg dahin war uns als sehr unsicher und gefährlich bezeichnet, und da ich kein directes Interesse an der Fabrikation von Seidenstoffen, sondern nur an der Erzeugung der Rohseide hatte, so war unser Reiseziel nicht Sutschau, sondern südwärts gelegen.

Der vor uns liegende Ort, ein Dorf von vielleicht 8—12,000 Einwohnern, hieß Lutschu und da unser Führer nicht sicher war, ob derselbe gegenwärtig von Rebellen oder von Marodeuren besetzt sei, beschlossen wir, statt denselben auf geradem Wege zu durchfahren, mit einem Umwege an seiner Peripherie herumzugehen. Dort aber erklärten unsere Bootsleute sowohl als unser Koch, daß wir eine kleine Weile anlegen müßten, weil ihnen die Lebensmittel und namentlich der unentbehrliche Reis ausgegangen sei. Es war noch früh am Morgen, so daß die Menschenmenge, die sich am Ufer und auf der hohen steinernen Brücke vor uns versammelte, verhältnißmäßig gering war. Unsere Leute unternahmen also einen Fouragierzug, bei dem ihnen möglichste Eile anbefohlen war. Nach einer halben Stunde kamen sie mit leeren Händen und traurigen Gesichtern zurück. Wir hatten kein klein Geld bei uns und ein Dollarstück (1½ Thlr.) wollte kein Mensch nehmen. Nichts ist für den Reisenden in China lästiger als diese Münz-Verhältnisse. Es

giebt eigentlich in ganz China keine andere gangbare und sicher verwerthbare Münze als den Casch, von denen circa 800 auf einen preußischen Thaler gehen, die also noch nicht den Werth eines halben Pfennigs haben. Diese runde schmierige Münze von Kupfer oder Eisen hat bekanntlich in der Mitte ein viereckiges Loch und wird in langen Schnüren von 1000—1200 Stück auf Bastfäden aufgereiht. Wie bei uns Höker etwa Aepfel oder Kartoffeln in Körben mit einer Tragestange zum Verkaufe umhertragen, so sieht man durch alle chinesischen Städte Kuli's Körbe voll Cash-Stränge schleppen. In den dem Verkehre geöffneten Hafenstädten ist allerdings der mexikanische Dollar gangbar, allein die Chinesen sind so penible in der Annahme desselben, daß man seine ewige Plage damit hat. Wenn man irgend etwas in Dollars bezahlt, so prüfen sie dieselben auf das sorgfältigste und man kann von Glück sagen, wenn sie nicht mehr als 25—30% zurückstoßen. Zwischen diesen beiden Münzen besteht kein silbernes Vermittelungsglied und es wurde mir als allerdings plausibler Grund dafür die unüberwindliche Sucht der Chinesen angegeben, zu betrügen; sie sind so geschickte und so fanatische Falschmünzer, daß jede andere Münze als der Cash der sofortigen Verfälschung ausgesetzt ist. Darum sind die Verkäufer so vorsichtig in der Annahme der Dollars,

und auch der Fremde wird wohlthun, das strengste Prüfungs-Verfahren seinerseits sich anzugewöhnen, denn es ist mir zum öfteren passirt, unter meinen Dollars ganz werthlose Stücke vorgefunden zu haben.

In dem vorliegenden Falle machte endlich ein vielgereis'ter Fischer, der schon einige Male bis Shangai vorgedrungen war, unserer Noth ein Ende, indem er einen Dollar verwechselte. Eine halbe Stunde darauf waren wir wieder in Bewegung. Wir hatten nun keine weiteren Rücksichtnahmen als unsere Zeit und unsere Bequemlichkeit, denn schon am Tage vorher waren wir aus dem Bereiche der Ebbe und Fluth gekommen. Wir gingen nun durch eine jener hochgewölbten steinernen Brücken, in deren Bau die Chinesen vollendete Meister sind, einen engen Canal entlang und liefen in den größten See dieser ganzen Wasser-Gruppe, den Ung-su, ein. Unvergeßlich wird mir das Bild bleiben, das sich uns hier darbot. Eine Gesellschaft von 10—12 Fischerbooten, die dicht vor uns aus Lutschu hinausgefahren waren, ordnete sich eben in Reih' und Glied, um ihr Geschäft zu beginnen. Es war eine Gesellschaft von Cormoran-Fischern. Die Cormoran's gehören zum Geschlecht der Taucherenten, nur daß sie erheblich größer als die gewöhnlichen, und außer Wasser mehr einem Habicht als einer Ente ähnlich sind. Die Chinesen haben mit ihrer

unüberwindlichen Geduld diesen Vogel wie einen Jagdhund oder wie einen Falken abgerichtet; er sucht die Fische im Wasser, fängt sie und bringt sie seinem Herrn. Noch hatte die Jagd nicht begonnen. Die Kähne lagen noch ruhig da; jeder Kahn hatte 8—10 Cormorans, die auf horizontalen Bambusstäbchen auf beiden Seiten über Bord hinaussaßen. Plötzlich erhob sich ein fürchterliches Geschrei von Boot zu Boot, in das sich das heisere Freudengeschrei der Cormorans mischte; eine Wolke von Vögeln erhob sich, zerstreute und zertheilte sich über die weite Wasserfläche, — die Hunde waren im Revier. In der Scene, die sich nun entwickelte, war es schwer zu entscheiden, was man mehr bewundern sollte, die Dressur der Cormoran's oder die Sinnesschärfe der Fischer. Unter den hundert Vögeln, die auf der Wasserfläche in buntem Gewirre flatterten, schwammen und tauchten, mußte jeder Bootsführer alle Mitglieder seiner Koppel im Auge behalten, denn es wäre zu viel verlangt von den Cormorans, daß sie Instinct und Natur so weit verleugnen sollten, um nicht den Versuch zu machen, ihren Fang gelegentlich als gute Beute für sich selbst zu betrachten. Sobald nun der Fischer bemerkt, daß einer seiner Vögel einen Fang gemacht hat, entwickelt er eine unbeschreibliche Energie, ihn durch lauten Zuruf an seine Pflicht zu mahnen. Man wird zuge-

stehen, daß dazu ein scharfes und festes Auge gehört; es gehört aber unzweifelhaft eine eben so ausgezeichnete Dressur dazu, um die Vögel dahin zu bringen, daß sie bei dem immerwährenden Durcheinanderrufen aller Fischer die Stimme ihres Herrn heraushören und unterscheiden, und daß sie den Fisch willig in's richtige Boot abliefern. Sollte ja einer dieser Pflicht uneingedenk sein, so kann er sicher sein, mit dünnen Bambusstäbchen väterlich gezüchtigt zu werden.

Ich bemühte mich vergeblich, einen oder den andern dieser Fischer dahin zu bewegen, mir ein Paar dieser seltsam abgerichteten Vögel zu verkaufen; sie waren ihnen um keinen Preis feil. Diese Cormoran-Fischerei reiht sich unseren besten Sports-Vergnügungen ebenbürtig an die Seite.

Als wir nun in 3—400 Schritt Entfernung vom Lande an der westlichen Seite den Ungsu hinauffuhren, große Rohr- und Schilf-Inseln daraus hervortauchten und riesige Schwärme wilder Enten die Luft nach allen Richtungen hin durchkreuzten, nahm die Gegend einen romantischeren, wilderen Charakter an. Auch drängte sich uns bald ein anderes wesentliches Attribut der Romantik auf. Wir saßen auf kurze Zeit zum Frühstück unter Deck, als mein Diener kam und meldete, es seien viele kleine Boote mit Fahnen in Sicht. Indem wir vorsichtig, ohne selbst gesehen zu

werden, den Kopf hinaussteckten, sahen wir aus einem Creek etwa 20 buntbewimpelte Boote mit Anstrengung und großem Geschrei auf uns zurudern. Sie waren etwa noch 300 Schritt von uns entfernt, als sich einer von uns, Gewehr im Arm, auf der mittleren Plattform erhob. Alle Ruder auf der ganzen Flotille standen auf einmal still und auch die kühnen Räuber schienen verstummt; als nun der zweite von uns aufrecht erschien, begann offenbar eine lebhafte Discussion, aber sie schienen noch unentschlossen zu sein. Nun war es aber wunderbar mit anzusehen, welchen Effekt der dritte Mann und das dritte Gewehr hervorbrachten. Mit wildem Geschrei drehten sie ihre Kähne um und die Philister können nicht schneller vor Simson gelaufen sein, als diese Piraten ihrem sicheren Verstecke wieder zuflohen.

Etwa eine Stunde später hatten wir eine zweite Attaque der Art zu bestehen; als wir um eine Rohr-Insel herumbogen, sahen wir eine zweite Flotille, diesmal aber von 40—50 Booten auf uns zuhalten; auch sie stutzten, als sie 3 Europäer auf Deck sahen, aber im Gefühl ihres großen numerischen Uebergewichts schienen sie lange unentschlossen und ruderten in etwa 300 Schritt Entfernung eine Weile neben uns, sich uns bald nähernd, bald etwas entfernend. Während wir schußfertig mit gespanntem Hahn ihre Bewegungen

beobachteten, zog eine Rabe mit schwerfälligem Fluge über unser Boot dahin. Ich glaubte, einen Schuß entbehren zu können, hatte auch wohl Zeit, ihn durch eine neue Ladung zu ersetzen; ich legte deshalb an und schoß mit dem Schrootlauf meiner Büchs-Flinte. Als nun der Rabe im Feuer kopfüber in's Wasser hinunterstürzte, ohne ein Glied mehr zu regen, war die Wirkung nach außen hin genau, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Ein panischer Schrecken ergriff die ganze Flotte, der noch vermehrt wurde durch das höhnende Jubelgeschrei unserer Bootsleute, und in wenigen Minuten hatten wir auch diesen Feind hinter einer Rohr-Insel aus dem Gesichte verloren.

Wir haben jetzt die Seen hinter uns und sind wieder in einem Flusse; es begegnen uns nun die ersten Zeichen, daß wir uns einem Platze des Krieges nähern. Man sieht zerstörte oder verlassene Weiher; die Felder haben zwar theilweise ihre Herbstbestellung erhalten, allein sie sind nicht mehr so sorgfältig gepflegt, die Frühlingsarbeit, die schon hätte beginnen sollen, ist noch sistirt. Es ist klar, daß hier vor Kurzem gefochten und daß noch kein consolidirter Zustand der Dinge eingetreten ist. Es wäre nun hier an der Zeit, entweder eine kritische Darlegung der Motive zur Rebellion oder wenigstens eine historische Darstellung zu geben; aber weder das Eine noch das

Andere würde sich schicklich in den Rahmen dieser leichten Erzählung einfügen lassen. Dann aber ist auch die enge Kammer eines schwankenden Schiffes oder das Zimmer in einem geräuschvollen Hotel keine Productionsstätte für Arbeiten so ernster Art; ich muß es mir daher als eine Aufgabe bezeichnen, von der ich hoffe, das gesammelte Material in Zukunft eingehend bearbeiten zu können. (Siehe Band II.)

Zum allgemeinen Verständnisse sei hier in Kürze nur Folgendes gesagt. So weit die chinesische Geschichte reicht (und das ist ein paar tausend Jahre weiter als diejenige aller anderen Staate der Erde), hat niemals eine Dynastie länger als einige Jahrhunderte regiert. Viele große Revolutionen haben dies Land erschüttert; und diese Revolutionen konnten in einem Reiche, dessen Flächeninhalt größer ist als der des gesammten Europa und bei einem nichts weniger als centralisirten Regierungssystem, sich unmöglich so schnell durcharbeiten, als dies mit derartigen Krisen in den europäischen Staaten heutzutage der Fall ist. So dauert auch diese Revolution schon etwa 12 Jahre und es werden vielleicht noch 30—40 Jahre hingehen, ehe sie auf die eine oder die andere Weise beendigt sein wird. Die gegenwärtigen Rebellen, die in diesem Augenblicke vielleicht die Hälfte des Reiches factisch im Besitze haben, nennen sich selbst Tai-Ping's,

d. h. Anhänger derjenigen Dynastie, welche vor der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie regiert hat und von derselben vertrieben ist. Sie sagen einfach: die gegenwärtige Regierung ist schlecht; sie hat China an den Abgrund des Verderbens gebracht, und da sie den Thron zudem nur durch Raub an sich gebracht habe, so ziehn sie den logischen Schluß daraus: folglich muß die Mandschu-Dynastie abgeschafft werden. Es ist aber nicht blos eine politische Revolution, die durch das Land geht, sondern es ist auch gleichzeitig eine religiöse Reformation. Es ist schwer zu sagen, ob die Revolution die Reformation zu Hülfe gerufen hat oder umgekehrt. Jedenfalls hat die ganze Bewegung ein achtunggebietendes Fundament und wir müssen sie gelten lassen, ob wir wollen oder nicht; denn wenn die neue Religion auch noch nicht das ganze Christenthum ist, so ist sie doch ein starker Schritt zu demselben. Sie erkennen Christum an und nennen sich selbst untereinander „Brüder".

Ich meinerseits befinde mich nicht in der traurigen Lage, entweder den Schutz der Ueberreste des chinesischen Kaiserthums zu beanspruchen, oder mich um die Brüderschaft der Rebellen bemühen zu müssen, meine Handelsbeziehungen werden nicht beeinträchtigt von den Rebellen, meine religiösen Gefühle nicht verletzt, weder von der einen, noch von der anderen Seite,

und ich habe den freien und unparteiischen Standpunkt, der für die Erforschung der Wahrheit der einzig brauchbare ist. Nous verrons.

Denn dort flattern von der hohen befestigten Steinbrücke, die gerade vor unserm Wege liegt, schon die ersten Fahnen der reinen, unverfälschten Rebellen. Wir sind an der ersten festen Station angekommen. Sälitschau heißt der Ort, — vielleicht kann man sagen: so hieß er. Eine Ruine ist zu einem Zollhause eingerichtet und einige rohe Baracken in der Nähe zum Quartier für etwa 300 Mann Rebellen-Soldaten, die hier stationirt sind. Der eigentliche Ort Sälitschau, der auf der andern Seite des Flusses liegt, schien halb zerstört und verlassen zu sein. Wahrscheinlich hat sein Besitz, wie dies bei den meisten Grenz-Orten geschehen ist, mehrere Male gewechselt, und in einem solchen Falle pflegt nicht viel davon übrig zu bleiben. Der Eroberer kann sich in einem Lande, welches so wenig für den Krieg organisirt ist wie China, nicht mit Fortificationen aufhalten. Er ist vielleicht durch militairische Rücksichten gezwungen, den Ort, den er nicht befestigen kann, durch Zerstörung auch für den Gegner werthlos zu machen. Es ist wahr, die Rebellen plündern und zerstören; aber kann man ihnen dies ohne genaue Kenntniß der Verhältnisse in so hohem Grade als Verbrechen anrechnen

und zum Vorwurfe machen, als dies blindlings zu geschehen pflegt? Was soll man sagen, wenn erst ganz vor Kurzem eine christliche, hochkriegerische Nation Europa's, die sich vor allen andern mit Ritterlichkeit und Galanterie brüstet, vor den Augen der ganzen civilisirten Welt dasselbe Verfahren in Feindes Land beobachtet hat? Und dann ist es im hohen Grade ungerecht, das ganze Zerstörungswerk auf Rechnung der Rebellen zu setzen; sie haben einen Ort erobert, theilweise geplündert und zerstört; sie haben ihn verlassen oder sind daraus wieder vertrieben; die Kaiserlichen sind eingezogen und haben die Bevölkerung für Mangel an Treue oder Tapferkeit bestraft, indem auch sie plünderten und zerstörten. Wenn ein solcher Ort drei=, viermal erobert, geplündert und zerstört wird, was soll davon übrig bleiben? Aber die Kaiserlichen haben eben so wacker daran gearbeitet als die Rebellen.

Ein ähnliches Schicksal mochte auch Sälitschau betroffen haben, das wir nicht näher in Augenschein nehmen wollen, da es außerhalb unseres Weges liegt. Wir sind aber gezwungen, am Zollhause anzulegen, an dem uns unser Weg nothwendig dicht vorüberführt. Wir legen an, aber Niemand betritt das Boot; die Leute halten sich in ehrerbietiger Freundlichkeit am Lande. Die Soldaten — an Uniformität ist in beiden

Heeren nicht zu denken — womöglich noch schlechter bewaffnet, als die Kaiserlichen, sehen im Ganzen soldatischer aus, ihr Anzug ist größtentheils fantastischer; bunte seidene Schärpen und Kopftücher geben der Gruppe etwas abruzzenmäßig Räuberartiges. Auch der lange Zopf, der selbst der schönsten Helden-Figur etwas unwiderstehlich Komisches verleihen würde, ist bei den Helden verschwunden; nicht als ob die Reform so weit gegangen wäre, den Zopf abzuschneiden, sie wickeln ihn nur, wie die Frauen in einigen Gegenden Europa's, rund um den Kopf. Man sieht, die Rebellen sind keine Radikalen, sind nicht Leute, wie wir sie wohl unter uns haben, die den herrlichsten Zopf — natürlich nicht ihren eigenen, sondern nur den Anderer — mit einem einzigen Ruck abschneiden wollen; sie sind durchaus eine gemäßigte, halbconservative Partei. Man wirft ihnen vor, daß sie nur niederreißen und nicht aufbauen, daß sie nichts Positives schaffen können. Aber der Chinese von altem Stil rasirt sein Haupt rund herum, und läßt nur einen runden Kreis am Hinterkopfe stehn; diese Fläche liefert mit Hülfe vieler falscher Haare den berühmten Zopf, der bis an die Hacken reicht; der Rebelle jedoch läßt die Haare am ganzen Kopfe wachsen. Dadurch ist nun ein Gürtel von neuen Haaren entstanden, die noch nicht lang genug sind, um in den Zopf mit einge-

flochten zu werden, und die dem Kopfe etwas Wildes, Bassermannsches verleihen. An der Länge dieser nachgewachsenen Haare kann man schätzen, wie lange Jemand dieser Partei angehört. Dies ist jedenfalls ein großer Vortheil, den die Führer der Bewegung vor unseren Demagogen voraus haben; man sieht ihnen schon von weitem an, welchen Grad der Ehrfurcht und des blinden Vertrauens sie zu beanspruchen haben; ein noch größerer Vorzug erwächst ihnen daraus, daß sie — wenn es vorkommenden Falls nothwendig oder vortheilhaft werden sollte — diesen Haar-Gürtel nur abzurasiren brauchen, um wieder Chinesen von gutem, altem Stil zu sein.

Wie lange nun der Offizier, der zu uns an Bord kam, der Rebellen-Partei bereits diente, war nicht ersichtlich, denn er hatte das Haupt in einen gelben Crepe-Shawl gehüllt. Es war ein ernster, höflicher Mann, der es unter seiner Würde zu halten schien, neugierig zu sein, mit Ausnahme dessen, was sein Amt erforderte. Er fragte zuerst, ob wir Waffen zum Verkaufe hätten, ob wir Seide aus dem Innern holen wollten, wo wir die Kaiserlichen gesehen hätten.

Der Eindruck, den dieser Officier und seine ganze Mannschaft auf mich machte, war ein höchst günstiger und Vertrauen erweckender. Man muß allerdings in Rechnung stellen, daß es in hohem Grade im Interesse

dieser Partei liegt, die Sympathieen der Fremden zu gewinnen, die vorläufig, wie es scheint, aus Handelsrücksichten, auf die Seite der Kaiserlichen getreten sind. Der Officier lud uns sehr artig ein, mit ihm zu essen. Aber ich hatte Eile; drei Tage waren wir bereits unterweges und wenn wir auf die Rückreise eben so viel Zeit rechneten, wie auf die Hinreise, so blieb uns nur noch ein Tag übrig, um vorwärts zu gehen und noch waren wir nicht im Seiden-District. Ich lehnte daher seine Einladung dankbar ab; wir erkundigten uns nach unserem weiteren Wege und nach der Sicherheit desselben. Der Officier gab uns darüber die beruhigendsten Versicherungen. Der Ort, den wir ihm als unser Ziel für heute bezeichneten, sei von seinen Brüdern besetzt und wir würden dort sicherer schlafen, als in Shangai. Wir empfahlen uns daher mit möglichster Eile und segelten mit frischer Brise einen breiten Canal hinauf. Die Sonne schien hell und jetzt, Mitte März, schon so heiß, daß wir trotz des Windes in Hemdsärmeln auf Deck saßen; unter Deck war es unerträglich. Dieser starke und häufige Wechsel der Temperatur, der uns jetzt in Hemdsärmeln schwitzen und vielleicht schon nach einer Stunde im Pelze frieren läßt, ist für den Europäer im höchsten Grade gefährlich und macht die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit auf sich selbst zur dringenden Pflicht.

Wir kamen bei guter Zeit und einige Stunden früher, als wir gehofft hatten, nach dem zu unserm Nachtquartier bestimmten Ort Tsungsa, einer Stadt von etwa 10—12000 Einwohnern. Kaum hatten wir angelegt, als sich eine unübersehbare Menschenmenge auf dem freien Platze vor unseren Booten versammelte. Die rechts und links von uns liegenden Boote waren wie besäet von Kindern und Greisen, Männern und Frauen. Es erschienen auch sogleich zwei untergeordnete Rebellen-Officiere, die nach Waffen fragten und die Menge an allzugroßer Zudringlichkeit verhinderten. Bis hierher waren wohl selten Europäer vorgedrungen und das Staunen und Bewundern war ohne Grenzen; bei keinem Volke bis jetzt habe ich ein so intensives Angaffen gefunden, als bei den Chinesen. Wir müssen ihnen als unendlich verschiedene Wesen erscheinen und zwar, glaube ich, daß wir ihnen halb wie Narren und halb wie Teufel vorkommen, denn in einem Augenblicke wollen sie sich bei irgend einer unschuldigen Geberde oder einem Worte, das wir sprechen, vor Lachen ausschütten, gleich darauf bei einer anderen eben so unschuldigen Geberde prallen sie mit allen Zeichen des Schreckens zurück oder nehmen eine beleidigte Miene an. Sie nennen uns ja auch kwait-ze, Teufelssöhne, eine Benennung, die viel üblicher ist, als die gewöhnlich angegebene hang-mau, Rothhaare.

Dieses ewige Angegafft-werden ist auf die Dauer recht lästig, führte aber heute zu einer kleinen Episode, die auch für uns belustigend genug war. Zu unserer rechten Seite lag ein großer Kahn, der Töpferwaaren geladen hatte. Die Töpfe waren mit Matten bedeckt, die über Bambusstäben lagen. Nun hatte sich der Kahn trotz alles Protestirens seines Besitzers so mit Menschen gefüllt, daß zwei dicke stämmige Burschen durchbrachen und eine gräßliche Verheerung unter den Töpfen, Schüsseln und Theekannen anrichteten. Eine Zeitlang war Alles still im Publikum; als aber die Sünder sich zwischen den Scherben herausarbeiteten und der Besitzer mit zornigen Geberden eine Fluth von Schmähungen auf sie herabschüttete, da erhob sich ein unaufhaltsames Gelächter, Alles lachte, selbst die etwas zerschundenen Frevler am Heiligthume, nur der Töpfer stand noch immer perorirend mit hochgeröthetem Gesichte da. Plötzlich, wie durch höhere Inspiration getrieben, streckte er die Hand gegen uns aus und rief: „Das sind die Leute, die mich bezahlen sollen; sie sind Schuld an Allem.“ Wir lachten von Neuem, aber der Mann wurde zudringlich und schien seine Forderung gegen uns wirklich in allem Ernste aufrecht zu erhalten. Wir wendeten uns schließlich an die beiden Rebellen mit der Bitte, uns den Mann vom Halse zu schaffen, was sie denn auch bereitwillig thaten, indem

sie ihm zuriefen, er solle schweigen, sonst würde er 50 Bambus bekommen. Verduzt stand er da, das Publikum fing wieder an zu lachen, und schneller als man eine Hand umdreht, lachte er nun selbst aus vollem Halse, stieg hinab zu seinen Scherben und warf sie unter fortwährendem Lachen über Bord. So sind nun diese Chinesen, unstreitig die besten Schauspieler und Intriguanten der Welt. Ich bin überzeugt, daß diesem Töpfer von Anfang an das Lachen so nahe war, als irgend einem Zuschauer; aber im Augenblick hatte er alle Chancen überdacht und die Möglichkeit erwogen, seinen Schaden ersetzt zu bekommen; sein ganzer Zorn war ein Theatercoup, den er fallen ließ, sobald er sich von der Zwecklosigkeit desselben überzeugt hatte.

Wir hatten nun geduldig eine halbe Stunde auf Deck gestanden und uns anstaunen lassen in der Hoffnung, daß sich die Menge müde gaffen und zuletzt verlaufen werde. Da wir uns darin getäuscht sahen, uns aber danach sehnten, einen kleinen Gang zu machen, ersuchten wir die beiden Rebellen, uns als Begleiter zu dienen. So begannen wir eine Wanderung durch die Stadt Tsangsa, die weiß Gott durch welchen Zufall von jeder Spur einer Zerstörung befreit geblieben war. Es war ein mühsamer Weg, den wir eingekeilt in eine dichte Menge zurückzulegen hatten; nicht selten

wurden wir auseinandergerissen und hatten Mühe, uns wieder zu vereinigen. So wenig irgend Jemand daran dachte, uns etwas Böses zufügen zu wollen, so ist ein solcher Weg doch nicht ohne Gefahr. So lange man im Besitze von Cigarren ist, die man gelegentlich vertheilt, und vor allen Dingen, so lange man Humor behält, wird Alles gut gehen. Es giebt kein Volk, welches empfänglicher wäre für einen Spaß, als das chinesische. Ich glaube, ein Komiker an der Spitze einer Armee könnte einen Feind besiegen durch einen Witz, den er ihm zuruft, durch eine komische Grimasse, die er ihm schneidet; all sein künstlicher Zorn, all sein unnatürlicher Schlachtenmuth würde in einem herzlichen Lachen verdampfen. Aber wer behält wohl stundenlang mitten in solchem Volksgedränge seinen Humor, wer behält wohl dauernd die Geduld gegenüber einzelnen frechen Ausschreitungen! Laß sie ein einziges Mal reißen, laß Dich ein einziges Mal zu einer heftigen oder zornigen Geberde fortreißen, und alle Gesichter um Dich herum sind mit einem Schlage in zornige verwandelt und die Wechselfälle, die dann eintreten, entziehen sich jeder Berechnung, — Dein Leben hängt dann an einem Haare. Wer kann sich aber so fortwährend in der Gewalt haben, wer kann sich die Geschicklichkeit zutrauen, sich in jedem Augenblicke richtig zu benehmen; denn die Gefahr ist nicht minder

groß, wenn sich der Fremde demüthigen läßt, wenn er das Uebergewicht der Menge anerkennt, wenn er zu weit von seiner Höhe ihr gegenüber hinabsteigt. Man muß den chinesischen Charakter studirt haben, um die Schwierigkeit zu begreifen, und man muß ihn begriffen haben, um ihr zu entgehen. Ich glaubte mich bereits in denselben hineingedacht zu haben, denn wenn auch die Stimmung der Masse, die mich umgab, bisweilen ins Schwanken gerieth und ein kritischer Moment eintrat, so gelang es mir doch stets, die Spannung zu beseitigen und die entente cordiale wieder herzustellen.

In diesen chinesischen Städten mittleren und niederen Grades ist erstaunlich wenig zu sehen; sie sind ausgefüllt mit Handwerksstätten und Läden mit den allerniedrigsten Bedürfnissen des Lebens in der allerschmutzigsten Gestalt. Den größten Theil derselben bilden Garküchen, die stellenweise sich zu ganzen Freßmärkten erweitern. Die Chinesen sind die größten und gierigsten Fresser der Welt, die Reichen unter ihnen die leckersten Gourmands. Man hat eine durchaus falsche Vorstellung bei uns, wenn man von den armen Chinesen träumt, die von trockenem Reis leben müssen. Sie besitzen vielmehr eine Fülle von Nahrungsmitteln der verschiedensten Art. Ein großer Reichthum von Kohlpflanzen, von Wurzelfrüchten, von

Bohnen; Fische überall im Ueberfluß, Schnecken, Frösche u. s. w. und vor allen Dingen Eier. Die Zahl der Gerichte in jeder Garküche, die auch dem ärmsten Chinesen für wenige Kupfercash zu Gebote stehen, ist wirklich staunenerregend und die Eintönigkeit und Schwerfälligkeit in der Küche unserer Arbeiter und Armen sticht seltsam dagegen ab. Ich will nicht sagen, daß das in diesen Garküchen Bereitete besonders appetitlich für unseren Geschmack erschiene. Gehört doch für uns bei der seltsamen Wahl der Stoffe, die in chinesischen Küchen verarbeitet werden, und bei der noch seltsameren Zusammensetzung derselben eine gewisse Ueberwindung dazu, selbst an der feinsten chinesischen Tafel zu essen, wenn wir auch oft hinterher eingestehen müssen, daß es ganz vortrefflich zubereitet war. Wenn die zwei kleinen Stäbchen, die bekanntlich statt Messer und Gabel dienen, von gebildeten und vornehmen Chinesen nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit und mitunter mit Eleganz gehandhabt werden, so ist der Eindruck, den der Kuli damit auf uns hervorbringt, ein sehr verschiedener. Den Hauptbestandtheil und das Fundament seiner Nahrung bildet allerdings der Reis, und da er diesen mit den kleinen Stäbchen nur langsam und in zu kleinen Portionen zum Munde führen könnte, so setzt er die tiefe Schale voll Reis an den Mund und schiebt denselben mit

Hilfe der Stäbchen über den Rand der Schale ohne Unterbrechung in den Mund, bis sie leer ist, wie man bei uns etwa eine Wurst stopft. Und in der That, wie gestopft sieht auch der ganze Chinese aus. Möglichst dick zu werden ist das erste Bestreben eines chinesischen Stutzers, und nirgends sieht man so viel wohlbeleibte Menschen als in China. Es ist aber nicht loses, aufgeschwemmtes Fleisch, denn der Chinese ist zugleich stark, zäh, wenn es gilt, und vor allen Dingen zeugungsfähig. Das ist die zweite Pflicht, die seine Nahrung zu erfüllen hat, und die sie erfüllt. Der Reichthum an Kindern überall ist erschreckend. Wer bis zum dreißigsten Jahre nicht Vater eines Sohnes ist, auf den fällt ein Schatten bürgerlicher Verachtung; er hat dann das Recht, sein Weib zu verstoßen und ein neues zu wählen. Je früher Jemand Großvater wird, desto ehrenvoller ist es; mit der Großvaterschaft erwächst ihm das Recht, einen Schnurbart zu tragen. Dieses Streben nach Vermehrung, welches hier vollständig ein staatsbürgerliches Dogma geworden ist, kann gewiß als die Hauptquelle desjenigen Zustandes gelten, der in kurzen Intervallen immer auf's Neue hereinbricht, und den man „Uebervölkerung" nennt.

Nun, lassen wir die Chinesen in ihren Garküchen und erinnern wir uns, daß auch uns unser Diner an Bord bereits erwartet. Wir kämpfen uns also müh-

sam gegen unseren Landungsplatz durch, werden aber vorher noch durch ein interessantes Schauspiel aufgehalten. Wir kommen bei einer Art Wache vorbei und ich äußere den Wunsch, einmal ein kleines Exercitium chinesischer Soldaten zu sehen. Einer der uns begleitenden Officiere erklärt sich sogleich bereit und beordert zwei Mann, mit einander zu kämpfen. Es waren stämmige Kerle, die noch viel dicker aussahen, als sie wirklich waren, denn sie trugen drei bis vier wattirte Jacken, die sämmtlich unter die weiten Beinkleider eingeknöpft waren, so daß die Peripherie um den Unterleib eine sehr respectable Ausdehnung hatte. Der eine trat mit einer Lanze, der andere mit einem Säbel auf den Schauplatz. Sie stellten sich gegenüber und begannen mit einigen leichten Evolutionen; der eine that so, als wolle er den andern stechen und der andere drückte die Lanze mit seinem Säbel bei Seite; dann that dieser, als wolle er jenen mit seinem Säbel schlagen, und jener so, als wolle er den Hieb mit der Lanze pariren; dabei schlugen sie die zierlichsten und drolligsten Entrechats, die allmälig einen größeren Maßstab annahmen; der Kampf schien an Intensität zu gewinnen. Der Schwertträger drückte durch Mienen und Geberden aus, daß er nun zu ernsteren Maßregeln übergehen werde, der Lanzenträger war daher auf seiner Hut, und plötzlich, als die Sache ge-

fährlich zu werden schien, wich er einen Schritt zurück und drehte sich auf einem Beine langsam aber zierlich rund um sich selbst. Man hätte denken sollen, daß dies der günstige Moment für den Säbel gewesen wäre, die Hinterseite seines Feindes zu bearbeiten; aber er war so weit davon entfernt, daß er statt dessen gleichsam wie in Bewunderung und Entzücken ein Entrechat machte. Mittlerweile hatte der Lanzenträger seine Kreis-Evolution vollendet nnd machte nun seinerseits einen Ausfall gegen den Säbelträger; dieser, weit entfernt, sich zu decken, ahmte den Feind nach und machte einen zierlichen Rundsprung, aber der Lanzenträger schien auch nicht im Geringsten daran zu denken, die günstige Gelegenheit, den Feind von hinten zu durchbohren, zu benutzen; er sprang und stieß mit der Lanze natürlich dahin, wo kein Feind war. Nun begannen sie ihren immer drohender werdenden Geberden die Schrecken der menschlichen Stimme zuzugesellen. Sie schienen sich viel mehr mit Blicken nnd unartikulirten Tönen zu bekämpfen, wobei sie immerfort nach gewissen Gesetzen sprangen und ihre Waffen in der Luft arbeiten ließen. Plötzlich lief der Säbelträger ohne allen ersichtlichen Grund mit Geschrei davon und der Lanzenträger sah nach einem excentrischen Luftsprunge stolz triumphirend im Kreise umher. Er hatte den Gegner durch den fürchterlichen Ausdruck seines

Gesichts und die größere Wildheit seiner Stimme aus allen seinen Sinnen herausgeschreckt.

Ich bin überzeugt, daß dieses kleine Schauspiel wenigstens seinem tieferen Inhalte nach der getreue Abdruck aller chinesischen Schlachten im Großen ist. Man sagt, daß bei den europäischen Völkern in der Kriegführung nicht mehr die persönliche Tapferkeit des Einzelnen, sondern die geschicktere Taktik entscheidet; man schlägt den Feind nicht mehr vom Schlachtfelde, man manövrirt ihn hinweg. Was heißt das mit anderen Worten? Das moralische Uebergewicht siegt. Nun gut, die Chinesen haben keine Taktik; sie müssen suchen, das moralische Uebergewicht auf anderem Wege zu erlangen. Auf welchem Wege man dem Gegner Furcht einjagt und ihn zum Davonlaufen bewegt, ist schließlich gleichgültig. Sich fürchterlich zu machen, ist das Hauptstudium des chinesischen Soldaten; wer sich am fürchterlichsten zu machen versteht, der siegt. In den chinesischen Schlachten wird ohne Zweifel sehr wenig Blut vergossen, desto reichlicher mag es aber nachher fließen. Die Furcht, einmal eingerissen im Heere, kennt keine Schranken mehr, sie wird zur wilden Verzweiflung, die nicht mehr daran denkt, sich zu vertheidigen, sondern dem Tode durch den Feind noch den Selbstmord vorzieht; und erst mit der Furcht der einen Partei erwacht und wächst der Muth der ande-

ren, und wie die feige Verzweiflung auf der einen Seite das Extrem bildet, so auf der andern der wilde thierische Blutdurst. In Sutschau, welches drei oder viermal bald von den Kaiserlichen, bald von den Rebellen genommen ist, sollen jedesmal zwischen 10—20,000 Menschen umgekommen sein, und zwar der größte Theil davon durch Selbstmord. Weiber, fanatisch in ihrem anerzogenen Aberglauben, stürzen sich schaarenweise in den nächsten Fluß oder Kanal, um nur nicht dem Feinde in die Hände zu fallen. So tief sitzt im chinesischen Weibe das Gefühl ihrer Dinglichkeit, ihrer sachlichen Zugehörigkeit.

Wir belohnen die Helden und erreichen unser Boot. Während die Diener unsere Tafel serviren, mache ich einige Notizen in meinem Taschenbuche; neben mir steht Suso, einer der Rebellen-Officiere, und sieht meinem Schreibewerke mit großer Verwunderung zu; er fragt, was ich da geschrieben habe. Ich antworte: „Tsangsa, — den Namen dieser Stadt.“ „O,“ sagt Suso, „den hast Du ganz falsch geschrieben; zeige her, so wird er geschrieben,“ und bemalt eine ganze Seite meiner Schreibtafel mit chinesischen Hieroglyphen; nichts war ihm unerklärlicher, als daß wir über seine Naivetät herzlich lachen mußten.

Ich machte diesen beiden Officieren ein Geschenk mit einem halben Pfunde englischen Schießpulvers, das

ihnen eine unsägliche Freude bereitete; sie hatten uns wiederholt gebeten, ihnen etwas Pulver zu verkaufen. Ich hatte nichts anderes, ihnen anzubieten, und mußte mich so über die Scrupel hinwegsetzen, den Rebellen Kriegsmunition zuzuführen, während mein König mit den Kaiserlichen Traktate schließt. Aber ich denke, dieses halbe Pfund wird in den Händen dieser Leute weder meinem Könige noch dem Kaiser von China erheblichen Schaden zufügen.

IV.

Es ist ein heller aber sehr kalter Morgen. Tsangsa liegt in unserem Rücken, als wir die Matte über unserem Boot zurückschieben, und um Toilette zu machen, in Gottes freie Natur treten. Die Flüsse und Kanäle, auf denen wir entlang fahren, werden nun enger, aber die Passage auf denselben ist ungemein lebhaft. Es muß ein productives Land und volkreiche Städte in der Nähe sein. Es ist ein imponirendes Bild, welches wir von dem inneren Verkehr China's erhalten; aber man darf denselben doch nicht überschätzen, man muß vielmehr in Erwägung ziehen, daß jeder einzelne Transport, sei es von Menschen oder Gütern, unserm Auge sichtbar, und daß aller Verkehr in die Wasserstraßen

in die Augen fallend zusammengedrängt ist. Bis an den fernsten Horizont sieht man bei der vollendeten Ebene des Landes auf parallelen oder sich schneidenden Kanälen die weißen Segel sich schimmernd im Winde blähen; der ganze Verkehr liegt offen dem Auge da. Bei uns zersplittert sich der Verkehr auf Flüsse, Chausseen und Eisenbahnen, die Millionen kleiner Nebenwege gar nicht mit eingerechnet; der Einzelne sieht bei uns immer den kleinsten Theil dessen, was überhaupt transportirt wird, — und doch: ein einziger Eisenbahn-Güterzug, der uns bei uns vorüberbraust, enthält vielleicht Volumen und Werth von mehreren Tausenden dieser Junken, die uns so blendend in die Augen fallen. Es ist dies einer jener Momente, die mich darauf schließen lassen, daß die Größe dieses Verkehrs erheblich überschätzt ist. Wir schlagen z. B. jetzt einen Richtweg ein, der nur für kleine Boote, wie das unsrige, passirbar ist, und wir finden die Straße durch Stunden lang fast leer, und doch sind wir offenbar in einem productiven Districte, der seine Producte exportiren muß. Rechts und links am Ufer erheben sich auf den niedrigen, 3 bis 4 Fuß breiten und schlecht unterhaltenen Uferdämmen Maulbeer-Pflanzungen, die uns anzeigen, daß wir den Seiden-District betreten haben. Die niedrigen, strauchartig geschnittenen Maulbeerbäume geben mit ihren langen nackten Zweigen

ein seltsames Bild. Ob aus einem mir unbekannten Grunde das Klima hier milder oder ob es Zufall ist, — die Zahl der grünen Bäume mehrt sich. Pinus- und Abies-Arten, Cryptomeria japonica und immergrüne Eichen bilden durch Schlinggewächse verbunden liebliche Gruppen an einzelnen Farmen oder um Grabstätten. Aber auch die Zahl der Ruinen wächst; niedergebrannte oder zerfallene Höfe liegen an beiden Seiten des Weges, und wie wir nun wieder gegen Mittag einbiegen in die große Wasserstraße, liegt Naysing vor uns, die Hauptstadt dieses Seiden-Districts; wir fahren bei einer militärischen Station der Rebellen vorüber, die natürlich geschmückt ist mit hunderten von Fahnen in schreienden Farben, und biegen, nachdem wir unter einer prachtvollen Steinbrücke durchpassirt sind, in einen Kanal ein, zu dessen beiden Seiten die Stadt Naysing liegt. Links eine bedeckte Straße und dahinter Häuserreihen in echt chinesischem Geschmack, rechts — so weit das Auge reicht, ein Trümmerhaufen! Wohl hatte ich ehedem in Romanen oder in solchen Geschichtswerken, die sich nur durch eine Fülle von Langweiligkeit von Romanen unterscheiden, viel von zertrümmerten Städten gelesen, von Schutthaufen, die die Eroberer hinter sich ließen. Hier lag das Bild einer solchen Zerstörung in Lebensgröße und in der minutiösesten Ausführung vor mir; es war buchstäblich

kein Stein auf dem andern geblieben. Es war ein erschütternder Anblick, der um so mehr contrastirte durch das rege und geschäftige Leben im Kanal selbst und auf der anderen Seite desselben. Wo waren alle Diejenigen geblieben, die auf seiner rechten Seite alle Sorgen, aber auch alle Freuden dieses Lebens im Schooße ihrer Familie bis dahin in ruhigem Geleise durchlebt haben. Verbrannt, unter den Trümmern begraben, im Kanal ertrunken, durchs Schwert ermordet oder im glücklichsten Falle heimath- und obdachlos in der Fremde umherirrend — Bettler.

Naysing muß eine Stadt von etwa 20—30,000 Einwohnern gewesen sein, deun ich schätze die stehen gebliebene Hälfte noch jetzt auf 12 — 15,000. Mit Mühe, aber mit bewunderungswürdigem Geschick wanden sich unsere Bootsleute in dem engen Fahrwasser durch das Gewimmel von Kähnen hindurch; die Menschenmenge auf der belebten Straße zu unserer Linken schwoll von Minute zu Minute an; es war ein langer Knäuel staunender Menschengesichter, der uns das Ufer entlang begleitete. Jetzt gab unser Führer den Bootsleuten das Zeichen zum Anlegen und zwar, wie es schien zum großen Verdruß der Menge, auf der rechten Seite des Kanals, dicht unter einer stehen gebliebenen Mauer. Er hatte hier irgendwo unter den Ruinen einen Bekannten, einen Seidenhändler, mit dem er in

Geschäftsverbindung stand und den wir sogleich aufzusuchen beschlossen. Wir kletterten und balancirten über das Steingerölle fort, fanden endlich nach langem Suchen mitten im Trümmerhaufen eine Thür, die sich öffnen ließ und in einen kleinen Vorhof führte, der die Nähe menschlicher Wesen verrieth. Eine zweite Thür öffnete sich, und mitten in diesem Werke der Zerstörung traten — o wunderbare Menschennatur! — die Werke der Industrie und des Handels contrastirend vor unser Auge. Du vielgeschmähtes Selbst-Interesse, das man so leichten Kaufs genügend bezeichnet und abgeurtheilt glaubt, wenn man es „Egoismns" nennt, wer sollte wohl die Schutthaufen forträumen und auf Trümmern neue Paläste errichten, wenn du es nicht thätest; wer sollte, wo die thierische Wildheit des Menschen gehaust und vernichtet hat, wieder säen und Brod schaffen, wieder bauen und Obdach geben, wieder spinnen und weben und den Nackten bekleiden, wenn du es nicht thätest, wenn deine Hand nicht ineinander gefaltet wäre mit der Hand des Friedens und — wenn du der richtige Egoismus bist — mit der Hand der Liebe.

Ich glaubte zu träumen, irgend ein Märchen aus tausend und einer Nacht schien sich zu verwirklichen; man klopft in der Wüste an einen Berg, eine Thür springt auf und man steht in einer Grotte voll von

Schätzen. In der Mitte der Halle standen drei Commis, auf Goldwaagen die kleinen glänzenden Seidensträhne wiegend; an Tischen rund herum standen andere, sie mit feinen rothseidenen Schnüren zu kleinen glänzenden Ballen vereinigend, und rings an den Wänden bis hoch hinauf lagen diese Ballen gezwirnter Rohseide glänzend weiß mit leisen Schattirungen ins Gelbe oder Grüne hinüberspielend. Einige chinesische Makler und Zwischenhändler besahen und prüften verschiedene Ballen und in einer Ecke stand ein Producent, ein Seidenbauer aus einem Dorfe der Umgegend, mit betrübter und unzufriedener Miene vor dem Haupt-Commis des Geschäfts. Ein kleiner Probeballen lag neben ihm und offenbar wollte man ihm den geforderten Preis nicht bewilligen. Unser Eintritt machte ein Intermezzo in allen Geschäften, vorzüglich aber in dem letztgenannten. Der Seidenbauer kam mit allen Zeichen ungeheuchelter Freude auf unseren Führer zu und schüttelte herzlich Hände mit ihm. Herr S. hatte im vergangenen Sommer vier Wochen bei ihm in Utang gewohnt, um die Productionsverhältnisse der Gegend kennen zu lernen und directe Verbindungen mit den Producenten anzuknüpfen. Er wurde sogleich von Tsung, so hieß der Bauer, dringend eingeladen, ihn in unserer Gesellschaft zu besuchen. Da mir nichts erwünschter kommen konnte, so nahmen wir die Ein-

ladung für den nächsten Tag an. Zu unserem Leidwesen erfuhren wir, daß der junge Inhaber des Geschäfts für mehrere Wochen abwesend sei, und wir hatten uns von seiner Vermittelung mancherlei Vergnügen und Belehrung versprochen. Er war zu seiner Hochzeit gereist. Sonderbarerweise wird auch in China wie in allen Ländern der Erde dieses Geschäft als ein Vergnügen betrachtet und der Begriff unserer „Flitterwochen" ganz officiell mit dem Begriff „Hochzeit" verschmolzen. Keines Chinesen Hochzeit, wenn er nicht ganz arm ist, dauert unter vier Wochen.

Indessen Wu-Lau-Sze, der erste Commis der Handlung, machte mit vieler Höflichkeit die Honneurs des Hauses und lud uns ein, zu Abend bei ihm zu essen. So hatten wir den Nachmittag frei und benutzten denselben zu Ausflügen in die nächste Umgebung der Stadt, die mit ausgedehnten Maulbeerplantagen rings umgürtet war. Auf unserem Heimwege mußten wir über eine der hohen Steinbrücken, und wie angefesselt blieben wir oben in tiefen Gedanken eine Zeit lang stehen. Zu unseren Füßen hin zog sich die Stadt, auf der einen Hälfte tiefer Frieden, Gewerbe und Handel, die andere ein ödes Trümmermeer; im Hintergrunde aber erhoben sich die hohen blauen Hügel von Sutschau, die wir vor einigen Tagen im Norden gesehen, nun aber im Osten hatten. Das Eine war

Menschenwerk, das Leben sowohl als die Zerstörung, das Andere im Hintergrunde war Gottes Werk, war die durch sich selbst lebendige und schaffende Natur. Mit Widerstreben betrat ich das Gewühl der bewohnten Stadtseite, und mühsam genug hatten wir unsern Weg zu bahnen, bis wir an unsere Boote gelangten. Ich war es nun herzlich müde und beschloß, das Innere einer chinesischen Stadt nicht mehr zu betreten; das ewige Angestauntwerden und die ununterbrochen scharfe Aufmerksamkeit, die man seiner Umgebung widmen muß, hatten mich ganz nervös gemacht. Wenn man schon in der gebildeten Welt so viel Pöbel findet, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß der Pöbel par excellence nicht gleichartig ist, sei er im Allgemeinen so höflich und gutmüthig als er sein kann. Freche wilde Bursche giebt es überall, die den Fremden insultiren und wir waren denn doch einige Male in Verwickelungen gerathen, die unsere ganze Geistesgegenwart und Geschicklichkeit beanspruchten.

Gegen Abend erschien Wu-Lau-Sze an Bord, um uns in sein Haus zu führen; wir fanden in einer geräumigen Halle drei Tische gedeckt. An dem mittelsten nahmen wir mit unserm Wirthe Platz, an den beiden andern Tischen die Commis des Geschäfts und vielleicht einige eingeladene Gäste. Ich will den Leser nicht ermüden mit der Beschreibung eines chinesischen Gast-

mahls mit allen seinen komischen Gerichten, von denen denn doch einige selbst für den vollendetsten Gourmand ganz respectable waren. Solche Beschreibungen findet der Leser heutzutage in allen Kinderbüchern. Angenehm überrascht aber waren wir durch das Erscheinen von fünf chinesischen jungen Damen, von denen drei an unserem Tische Platz nahmen, die beiden anderen an den übrigen Tischen. Ihre Mütter oder Dienerinnen trugen ihnen die Cithern nach und blieben hinter ihrem Stuhle stehen. Es waren nicht etwa Damen des Hauses oder Angehörige der Gäste, es waren musikalische Künstlerinnen, sogenannte sing-song-Mädchen, deren Beruf es ist, die Reichen bei der Tafel durch Musik zu unterhalten. Die Chinesen sind sehr große Liebhaber dieser Sitte, in noch viel höherem Grade freilich fand ich sie bei den Japanern ausgebildet, wo die Tochter jedes Hauses während des Essens neben dem Vater auf der Matte kauert, um ihm mit Gesang und Spiel das Mahl zu würzen. Nie aber habe ich in Japan, so verletzend auch anfangs für ein europäisches Ohr die dortige Musik klingen mag, jenen haarsträubenden Schrecken empfunden, der mich ergriff, als diese jungen Künstlerinnen ein Trio begannen, das mir noch heute in den Ohren gellt. Zuerst war es Staunen, was mich überfiel, dann hatte ich mit aller Gewalt dagegen anzukämpfen, daß ich nicht in Lachen

ausbrach, denn es war nicht allein der musikalische, sondern auch der mimische Theil der Vorstellung, der unwiderstehlich dazu hinriß; zuletzt aber ergriff mich, da der Gesang gar nicht enden wollte, Schrecken, wahrhafte Angst, und ich begriff in diesem Momente vollständig, warum die Hunde heulen, wenn sie Musik hören; ich erkannte, daß alle Erzählungen von der Allgewalt der Musik, selbst über die fremden Heidenvölker, Dichtungen, aus der Luft gegriffene Fabeln sein müssen, — denn die Chinesen z. B. (ebenso wie die Japanesen) empfinden dieselbe Angst bei unserer Musik, wie wir bei der ihrigen. Es ist eine eigene Sache damit. Auch die chinesische Musik hat ihren Rythmus, hat ihre Accorde, die dem chinesischen Ohre angenehm sind und dem unsrigen als Dissonanzen erscheinen, und doch würde gewiß der geschickteste Anatom oder Physiologe auch nicht den geringsten Unterschied in der Organisation der verschiedenen Ohren entdecken. Es bestätigt, daß es kein allgemein gültiges Gesetz für den Geschmack und die Kunstanschauung giebt, keine von allen Völkern anerkannte Schönheitslinie, keinen gleichmäßig als schön erkannten Accord. Aller Schönheitsbegriff ist kein universeller, sondern für verschiedene Erdtheile und selbst für verschiedene Völker ein und desselben Erdtheils ein individueller, nicht ein eingeborner und in der Natur des Menschen organisch

wurzelnder, sondern ein anerzogener, angewöhnter. Komm' in ein sehr verschiedenes Land, meinetwegen zu den Mohren, und Du wirst zuerst alle Weiber abscheulich finden; wenn Du anfängst, einige hübscher zu finden als die anderen, so werden dies nicht diejenigen sein, welche die Mohren für Schönheiten halten; erst allmälig, aber ganz sicher bildet sich Dein Geschmack nach dem mohrischen und Du findest zuletzt die Heldinnen dieses Landes nicht nur relativ, sondern ganz absolut schön. Ich selbst, als ich nach Japan kam, fand die japanische Musik so schrecklich, wie jetzt die chinesische; ein fünfmonatlicher Aufenthalt daselbst verwischte schon viel davon; ich bin nun zum zweiten Male in Japan, seit Wochen hör' ich täglich das Geklimper der Guitarren und den Gesang der Mädchen; ich fange an, einzelne Tonfälle und Accorde ganz hübsch zu finden und mich für diese oder jene Melodie zu erwärmen. Wer weiß, wie weit ich es nicht darin bringen könnte. Freilich hoffe ich mit Zuversicht, niemals so weit von meinem enropäischen Standpunkte herabzusteigen, daß ich selbst Geschmack an der chinesischen Musik finden sollte.

Das aber kann mich nicht hindern, meine kleine Nachbarin selbst als das vollendetste Evchen zu erklären, das mir je begegnet; ich verstehe unter Evchen den Inbegriff aller jener kleinen liebenswürdigen

Schwächen, die wir in dem schönen Geschlechte verkörpert sehen, und die organisch in ihrer Natur begründet sein müssen, denn wir finden diese unveränderlich bei den Weibern aller Länder wieder. Yu-king, so hieß die Sängerin, war in höchster Vollendung neugierig, plauderhaft, eitel, kokett, furchtsam, zornig. Alle diese Eigenschaften spiegelten sich rein und klar wie die Bäume am Ufer eines stillen Sees auf der Oberfläche ab, und dennoch war sie ein reizendes und liebenswürdiges kleines Geschöpf, das jedem europäischen Salon zur Zierde gereicht hätte.

Die Kleidung dieser Damen war reich und geschmackvoll; über den Unterkleidern trugen sie drei weite seidene farbige Jacken, deren weiße oder gelbe Ränder handbreit mit den zierlichsten und saubersten Stickereien garnirt waren. Das in Schmetterlingsflügeln aufgebundene schwarzglänzende Haar war mit Metallnadeln, Kämmen und Crepeblumen reich geschmückt. Alle hatten Uhren, nicht unsere kleinen Damenuhren, sondern die größtmöglichen Ankeruhren, die sie wie Orden offen auf der Brust trugen. Eine der Damen, meine Nachbarin zur Linken, hatte deren sogar zwei. Die Chinesen lieben Uhren ungemein, und nicht blos bei Frauen, sondern auch bei reicheren Kaufleuten habe ich es öfter gesehen, daß sie zwei Uhren trugen, halb zur Zierde, halb aus großer Aengstlichkeit,

daß die eine davon stehen bleiben könnte. Ein guter Chinese muß aber zweierlei stets wissen, erstens, wo der Wind herkommt, und zweitens, was die Glocke geschlagen hat. Sie sind in vielen Beziehungen ein durchaus praktisches Volk.

Wu-Lau-Sze war verheirathet und hatte außerdem zwei Nebenfrauen; aber keine derselben wurde sichtbar, wenn ich auch fast während der ganzen Dauer des Mahls einen Vorhang an einer Seite des Zimmers sich bewegen und ab und zu ein Auge daraus hervorblitzen sah. Diese Sitte, eheliche Weiber vor dem neugierigen Auge Fremder zu verbergen und sie unter strengem Verschluß zu halten, wird Niemand ernstlich vertheidigen wollen; ich wenigstens, der ich die Aussicht habe, bald nach Europa zurückzukehren, möchte den Versuch nicht wagen. Die Japaner verfahren darin menschlicher; sie lassen ihr Weib frei umhergehen, aber rupfen ihr gleich nach der Hochzeit die Augenbrauen aus und färben ihr die Zähne pechrabenschwarz, um Anderen den Geschmack daran zu verderben; aber selbst dies Mittel ist nicht radikal, denn ich habe gefunden, daß man sich zuletzt auch an den Mangel der Augenbrauen und die Schwärze der Zähne gewöhnt, vorausgesetzt, daß die Schwärze nicht natürlich ist. Galante junge Japanerinnen verunstalten sich auf diese Weise schon während der Brautschaft, um ihrem Bräu-

tigam damit ein Pfand ihrer Treue zu geben. Auch diese japanische Sitte wird Niemand wagen, bei uns in Vorschlag zu bringen. Wir bedürfen auch solcher Mittel nicht, denn wir haben das höhere „sittliche Bewußtsein“, welches im Christenthum wurzelt und jede derartige Gefahr ganz undenkbar macht.

Ermüdet durch 22 Schüsseln und betäubt durch die Nasentriller unserer Sängerinnen zogen wir uns gegen 10 Uhr nach vielen Dienern und vielem tsching-tsching auf unsere Schiffe zurück und überließen das Schlachtfeld den Seiden-Commis und den Sängerinnen.

V.

Ich erwachte am nächsten Morgen durch einen heftigen Ruck und das Geschrei der Bootsleute. Wir hoben so schleunig als möglich die Matte über unserm Kopfe ab und sahen uns mitten in einer ländlichen Gegend; Naysing mochte schon eine halbe Meile hinter uns liegen. Es fand sich, daß wir auf einen Bambuspfahl aufgelaufen waren, deren wir bald in der ganzen Breite des Flusses mehrere unter dem klaren Wasserspiegel erkennen konnten. Aehnlichen Zufällen waren wir schon mehrere Male glücklich entschlüpft, und auch unser Küchenboot war dicht vor uns unge-

fährdet hindurchgerudert. Die meisten Flüsse oder Kanäle sind im Kriege von der einen oder der andern Seite durch Bambusspaliere unter Wasser gesperrt gewesen und nur unvollkommen wieder geöffnet. Diesmal saßen wir fest, und es war ein Glück, daß unser zweites Boot noch zu unserem Beistande in der Nähe war. Ich hatte mich ans Land setzen lassen, streifte zwischen den Feldern umher und zeichnete zwei „Ehrenbögen“ ab, die in der Nähe des Flusses standen. Diese steinernen Thore von grauem Sandstein oder Granit sind oft, namentlich diejenigen aus früheren Jahrhunderten, mit den reichsten Arabesken und Steinschnitzereien verziert. Es scheint, als habe der architektonische Geschmack auch in China Fortschritte nach der Seite der Einfachheit hin gemacht, als ob die gerade Linie und Fläche auch in China über den schnörkelreichen Renaissance- und Rococo-Styl gesiegt hätten. Zwischen der Erbauung der beiden hier neben einander gezeichneten Thore liegt ein Zwischenraum von beinahe 300 Jahren und die Aehnlichkeit in der Geschmacksentwickelung der chinesischen Architektur und der unsrigen während dieses Zeitraums ist überraschend. Mit Verwunderung betrachtet der Reisende zuerst diese Thore, die nirgends heraus und nirgends hinein führen, und die oft ganz einsam und zusammenhangslos an irgend einer wunderlich gewählten Stelle des Feldes

stehen; aber man betrachtet sie mit Interesse und Verehrung, wenn man erfährt, daß es Ehrendenkmäler sind, welche dankbare und liebevolle Söhne dem Andenken ihrer Mutter gesetzt haben. Eine Inschrift besagt jedesmal das Wissenswerthe. Gewöhnlich verdanken sie ihre Entstehung Söhnen, welche in den Adelstand erhoben sind.

Es giebt eine ganze Reihe von Lebensanschauungen, die sich in der chinesischen Welt den unsrigen ganz diametral entgegengesetzt haben. Unter allen aber erscheint uns die am wunderlichsten, daß eine Adelsverleihung nicht abwärts für die nachfolgenden Generationen gilt, sondern rückwärts auf die Vorfahren wirkt. Der Adel wird als ein persönlicher verliehen, mit genauer Angabe, wie viel Generationen aufwärts daran participiren; das Gewöhnliche ist, daß sieben Ahnen creirt werden. Man sieht, der Chinese hat keine Ahnung von unserer Vollblut-Theorie. (Auch in der Thierzucht kennt er sie nicht.) Er geht dabei von folgendem Gedankengange aus, der uns zwar anfangs sehr wunderbar erscheinen muß, aber doch mancherlei zu denken giebt: Ein Mann, der ausgezeichnet ist durch Kraft, Klugheit und Tugend, ist nicht das Product eines Zufalls. Es haben so und so viel Generationen dazu gehört, seine Erscheinung allmälig vorzubereiten; es müssen starke, kluge und tugendhafte

Menschen gewesen sein, die ihn gezeugt haben. Was aber aus seinen Kindern werden wird, das können wir nicht vorher bestimmen, denn wer kann wissen, welcher Teufel in ihrer Mutter sitzt. Gesetzt aber auch, die Kinder wären wohl gerathen, welchen Anspruch auf Belohnung haben die, die doch an der Erzeugung ihres Vaters keinen Antheil hatten? — Wäre das Bestehen eines zahlreichen Adels nicht für die Erhaltung des politischen Gleichgewichts im inneren Leben monarchischer Staaten eine, wie ich glaube, allgemein anerkannte Nothwendigkeit, so würde es wirklich der Mühe lohnen, die Frage zu discutiren. Auf diese Weise giebt es wenigstens in China Niemand, der seiner Ahnen unwürdig wäre, denn nur der Würdige überhaupt kann adlig werden. Wird Jemand reich und mächtig, so wünscht er vielleicht auch adlig zu werden, nicht seiner Kinder wegen, denn die mögen selbst versuchen dies Ziel durch Thaten zu erreichen, — sondern einzig und allein um seine Vorfahren zu ehren. So setzt der adlig Gewordene zuerst seiner Mutter, als der zunächst an ihm Betheiligten, ein Denkmal, wozu er jedoch die Erlaubniß vom Staate für eine enorme Summe erkaufen muß.

Während ich die vorstehenden Bögen zeichne und einige Notizen mache, haben die Bootsleute unser Boot flott gemacht und wir setzen unsere Reise fort,

erquickt durch warmen Sonnenschein und die grüne Stille der Felder. Bald liegt wieder ein größerer Ort vor uns, den wir passiren müssen, denn unsere Wasserstraße geht der Länge nach weiter hindurch. Wir machen uns gefaßt darauf, wieder zu beiden Seiten des Bootes von einem Menschenstrom, von wildem Zuruf und widrigem Gelächter verfolgt zu werden, aber es blieb still um uns, und je tiefer wir hineinkamen, desto unheimlicher ward diese Stille. Kein Mensch war zu sehen; die Häuser standen unversehrt da, aber durch die offen stehenden Thüren blicken uns überall leere und unbewohnte Räume entgegen. Tsing-sa ist eine verlassene Stadt. Die Trümmer von Nay-sing, die wir vor wenigen Stunden verlassen, waren imponirend und grauenhaft genug, aber die Oede einer verlassenen Stadt hat etwas unbeschreiblich Unheimliches. Schon der Anblick eines einzeln stehenden unbewohnten Hauses mit geschlossenen Thüren und Fensterläden hat etwas Bedrückendes für uns. Ein Haus ohne Menschen darin ist wie der Körper ohne Seele, es liegt etwas Leichenhaftes in seinem Ausdrucke. Nun erst eine ganze Stadt! Unwillkürlich beschleunigen die Bootsleute das Tempo ihrer Ruderschläge, wir stehen lautlos, vor uns hinstarrend. Ab und zu sehen wir eine zerlumpte wilde Männergestalt oder ein altes schmutziges Weib durch

die Winkel schleichen, aber das Leben muß keinen Reiz mehr für sie haben, denn sie vergessen es sogar, uns anzustaunen oder uns nachzusehen. Wir athmen hoch auf, als die letzten Häuser hinter uns liegen und wir wieder in den Sonnenschein und die lebendige Natur hinausfahren. Ein schwarzer runder Punkt im Wasser vor uns erregt meine Aufmerksamkeit; ich lasse die Bootsleute darauf zu halten und nehme meine Büchse zur Hand, — vielleicht ein seltsames Thier, mit dem ich dem Naturforscher eine Freude bereiten kann. Als der schwarze Punkt an unserer Seite ist, erkennen wir, daß es schwarze Haare sind, unter denen das geisterhaft gelbe Gesicht eines Menschen hervorblickt, der meiner Kugel nicht mehr bedurfte, um von den Leiden dieses Lebens erlös't zu werden. Ich sehe mich fragend nach den Bootsleuten um, es flog unwillkürlich der Gedanke durch meinen Kopf, daß hier etwas geschehen müsse, daß der Todte ein Anrecht darauf habe, durch unsere Hilfe der Mutter Erde wiedergegeben zu werden. Aber die Bootsleute schauten so trocken gleichgültig darein, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb. Sie haben mich verstanden, denn sie deuten als Antwort mit der Hand weiter voraus, — wieder ein schwarzer Punkt vor uns, und am anderen Ufer drüben ein dritter! Als ich nun einzelnen Booten mit Landleuten aus der Umgegend begegnete, die ich

eben so gleichgültig an den Todten vorüberfahren sah, zog ich mich voll Ekel in den bedeckten Theil des Bootes zurück und überließ mich meinen Gedanken. Mein Herz war voll Trauer, daß so viel Unverstand und Bestialität das große Gemeingut aller Völkerfamilien bilden, und daß allgemeiner Verstand und Sittlichkeit erst als die Producte einer Cultur erscheinen, die wir als erstrebtes aber wahrscheinlich nie zu erreichendes Ideal betrachten müssen.

Nach einer halben Stunde rufen mir die Gefährten zu, wir seien am Ziele unserer Reise. Wir waren in Utang, so hieß das Dorf, wohin der Seidenbauer Tsung uns für heute eingeladen hatte, und gleich darauf lagen wir neben einer Colonie von Reis-Schobern am Lande. Schon hatte sich zahlreiche Bevölkerung eingefunden; Tsung selbst stand am Ufer und rief uns mit freudestrahlendem Gesichte sein tsching-tsching entgegen. Unter den lachenden, Gesundheit strahlenden Gesichtern dieser ländlichen Bevölkerung und zwischen den Schobern mit dem heimathlichen Strohgeruche vergaß ich die zertrümmerten und verlassenen Städte und die Leichen im Wasser und ich erfreute mich am lebendigen Menschen und den Producten seines verständigen Fleißes. Tsung führte uns sogleich durch einen Vorhof, der durch Seiten-Gebäude gebildet wurde in sein Wohnhaus,

welches aus einem einzigen großen Zimmer bestand. Und recht heimathlich altväterisch sah es darin aus. Zwei große Himmelbetten mit Gaze bekleidet für Tsung, seine 2 Frauen und zahlreiche Kinder; in der Mitte ein großer viereckiger Tisch, an den Wänden Schränke und die einfachen leichten Maschinen aus Bambus zum Spinnen, Haspeln und Drilliren der Seide; an einem Seitentische saß ein Schneider, der die allen Kindern verhaßte Aufgabe hatte, aus abgelegten Kleidern der Eltern neue für sie zu machen. Wir wurden nun eingeladen, Platz zu nehmen, das Essen werde gleich fertig sein. Vergeblich suchten wir diese Einladung abzulehnen, es half nichts — wir durften nicht unhöflich sein. So gebrauchten wir denn wenigstens die Vorsicht, unsere eigenen Getränke und Messer und Gabel vom Boot holen zu lassen. Das Essen kam, und da ich den Tag über noch nichts genossen hatte, so folgte ich der Stimme meines Appetits und fiel ohne mich lange nöthigen zu lassen über die erste Schüssel mit Fischen in Soja-Sauce her. Ich wußte sogleich aus Erfahrung, daß ich einen Verstoß gegen die Etiquette gemacht hatte, als ich der ersten Aufforderung zuzulangen, sofort Folge leistete; es gehört in China, ganz wie in alten Zeiten bei uns, durchaus zum guten Tone, sich möglichst lange nöthigen zu lassen; allein ich glaubte, es würde in dieser bäuer-

lichen Hütte nicht so streng damit genommen. Indessen der Bauer Tsung konnte seine Gefühle nicht bemeistern und er bemerkte zu Herrn S., ich schiene ein Mensch „ohne alle Bildung" zu sein. Ich bemühte mich, nachdem mein erster Hunger gestillt war, bei den nachfolgenden Schüsseln das Versäumte wieder nachzuholen und mich als Mann von feinem Ton zu zeigen. Das Essen bestand aus mehreren Variationen von Fischen, Hühnern und Eiern und war vortrefflich zubereitet.

Ich besah demnächst die primitiven Spinn- und Haspelgeräthschaften und was Alles dahin gehört, dann unternahmen wir einen Spaziergang in die sich im Zusammenhange fortziehenden Maulbeer-Plantagen hinter den Häusern und den kleinen Wirthschaftshöfen des Dorfes. Ich zog hier alle diejenigen Erkundigungen für mein Fach ein, welche ich weder aus Büchern noch durch den Augenschein lernen konnte. Herr S. forderte mich demnächst auf, mit ihm einige Besuche bei alten Freunden zu machen, die er bei seinem vorjährigen Aufenthalte hierselbst gewonnen hatte. Wir wendeten uns einem Etablissement zu, das abgesondert in 10 Minuten Entfernung vom Dorfe lag, und sich schon von Weitem als der Wohnort eines reichen oder angesehenen Mannes ankündigte. Die Gebäude waren erheblich größer und besser gehalten,

schöne gut gepflegte Bäume umgaben das Gehöft, an welches sich ganz nach europäischer Manier ein kleiner Garten an der Hinterseite anschloß. A-lu-ny, so hieß der würdige Mann, war ein Mandarin dritter Klasse und hatte lange Jahre als Dollmetscher in einem der südlichen Häfen fungirt. Er machte eine der wenigen ehrenvollen Ausnahmen, in denen sich Chinesen bequemen, sich in den Geist einer fremden Sprache so weit hineinzudenken, daß sie die Wortbildung und Construction derselben sich aneignen. Aluny sprach ein ganz erträgliches Englisch und ich fühlte mich in seinem Hause, obgleich dasselbe noch ganz chinesisch eingerichtet war, so behaglich, daß ich Herrn S. und die ganze Begleitung nach einem halben Stündchen allein weiter gehen ließ, und es vorzog, bei Aluny zu bleiben und zu plaudern. Sein Wesen, das Anfangs etwas zurückhaltend und ernst gewesen war, wurde um Vieles freier und freundlicher, sobald wir allein waren. Ich erkannte bald, daß ich es mit einem denkenden und feinen Geiste zu thun hatte, und unsere Unterhaltung nahm nach und nach eine belebtere Gestalt an und berührte Gegenstände von allgemeinem Interesse.

Ich. Du sagtest vorhin, Du seiest lange Zeit Beamter gewesen und ich sehe noch den Mandarinen-Knopf auf Deiner Mütze. Hast Du während Deiner

Dienstzeit so viel erworben oder ersparen können, um dies Gütchen zu kaufen?

A. Nein, in den Stellungen, welche ich bekleidete, war beides nicht möglich; aber öffne den Käfich eines Vogels, und er wird in die Freiheit hinausfliegen.

Ich. Es ist wahr; das thun die Vögel bei uns auch; aber sie haben in der Regel entweder das Fliegen verlernt und sie werden dann eine Beute der Raubvögel, oder sie verstehen es nicht, selbst für ihr Futter zu sorgen und müssen verhungern.

A. (lächelnd). Aber ich bin ein verständiger Vogel gewesen; ich flog erst hinaus, als ich draußen neben der Freiheit besseres Futter sah. Diese kleine Besitzung ist durch Erbschaft an mich gefallen, und sie giebt mir genug, um mich kinderlos, wie Du mich siehst, zu ernähren, und mir zu gestatten, ganz meinen Studien zu leben.

Ich. Sage mir, wie ist es gekommen, daß während der Krieg rund herum in der ganzen Gegend gewüthet und überall Spuren der Zerstörung zurückgelassen hat, diese Gegend tiefen Frieden bewahrt hat?

A. Ich besitze einigen Einfluß auf die Leute hier herum und sie folgen meinen Rathschlägen; meine ganze Kunst besteht darin, niemals eine feste Meinung auszusprechen, sondern die Kaiserlichen glauben zu

machen, daß wir kaiserlich und die Rebellen, daß wir rebellisch gesinnt sind.

Ich. Du bist ein Mann von tiefer Weisheit. Es ist gewiß nicht verständig, seine Meinung unnöthig auf offenem Markte auszuschreien, aber dem Ohr eines Freundes kann man sie wohl anvertrauen. Nun sieh', mir liegt viel daran, das Urtheil verständiger und gebildeter Männer aus diesem Volke zu hören. Bist Du in Deinem Innersten kaiserlich oder rebellisch?

A. (klopft die Asche aus seiner Pfeife, dreht eine neue Pille Tabak in den kleinen Messingknopf und thut einige starke Züge, wobei er den Rauch durch die Nase bläs't). Meine Meinuug ist einfach die: Bei den Kaiserlichen ist Vieles schlecht und bei den Rebellen nicht Alles gut.

Ich. Es scheint mir daraus hervorzugehen, daß Du Dich doch mehr zu den Rebellen neigst. Erkennst Du denn die Berechtigung des Rebellen-Kaisers an?

A. Nein, noch nicht; es fehlt ihm noch die Botschaft des Himmels.

Ich. Die Botschaft des Himmels? Was verstehst Du darunter?

A. Wenn er auf dem Throne zu Peking sitzen wird, so hat er die Botschaft des Himmels; es ist

dann ein Zeichen, daß der Himmel es haben will, und dann werde auch mich offen zu ihm bekennen.

Kann man sich einen praktischeren Politiker denken? Die Engländer nennen es einen matter of fact man, wir Deutsche sprechen, wenn wir uns allgemein verständlich machen wollen von dem Manne des „fait accompli.“ Jede vollendete Thatsache ist ihnen ein Grund, jedes Resultat ein Beweis. Die Logik der Politik scheint bei allen Völkern dieselbe zu sein.

Die Gespräche, die ich mit Aluny im Verlaufe der nächsten Stunden führte, betrafen volks- und landwirthschaftliche Fragen, und sind von so speciellem Interesse, daß ich mir vorbehalten muß, dieselben selbstständig zu bearbeiten und an geeigneter Stelle zu veröffentlichen.

Ich nahm endlich von dem trefflichen und gediegenen Manne Abschied, da die Zeit herangerückt war, in der ich versprochen hatte, mit meinen Gefährten wieder bei dem Bauer Tsung zusammenzutreffen. Da ich sie indessen dort noch nicht vorfand, wandelte ich wieder zum Dörfchen hinaus, an einem gewundenen Wasserlauf zwischen Gräbern entlang. Noch summten mir die Gespräche mit A. im Kopfe umher, ich recapitulirte, ordnete und notirte im Gehen, als ich um ein großes Familienbegräbniß herumbiegend in geringer Entfernung vor mir den Wolf in der Fabel

auftauchen sah. Aluny stand vor mir; er hatte die lange Pfeife wie eine Flinte zum Schuß angelegt und visirte nach der Stelle am Horizonte, an der binnen wenigen Minuten die Sonne versinken mußte. Als ich herantrat, schien er verlegen, ängstlich, wie Jemand der in einem wichtigen Geschäfte gestört wird. Dies konnte mir nicht entgehen und ich wollte mich eben wieder entfernen, als er mich folgendermaßen anredete:

„Verstehen bei Euch die Leute auch gutes Land zu finden?"

„Gewiß erwiderte ich, Diejenigen, deren Geschäft es ist. Es giebt unter uns Landwirthen viele praktische Männer, welche einer Erde auf den ersten Blick ansehen, welche Pflanzen darauf wachsen können und wie viele Körner jährlich auf einer bestimmten Fläche. Andere können dies nicht sehen, aber sie nehmen ein Stück Erde, werfen es in eine Retorte und zerlegen es mit großer Kunst und Wissenschaft in alle einzelnen Theile, und dann wissen sie es noch viel genauer, was diese oder jene Mischung werth ist."

Aluny lächelte: „Du hast mich nicht verstanden, sagte er; für die Saat, welche ich meine, ist die Mischung der Erde gleichgültig. Unter gutem Lande verstehe ich diesmal einen schönen und glücklichen Begräbnißplatz."

Ich sagte ihm nun, daß man bei uns wenig Werth darauf lege, daß die Todten überall in Kirchhöfen neben einander lägen, und daß es nur den Reichen möglich sei, dort ihre Grabstätte vorher zu bestimmen.

„Das ist seltsam und traurig sagte A. Wir Chinesen finden einen großen Trost und eine große Beruhigung darin, zu wissen, daß wir dereinst auf unserem eigenen Grund und Boden, auf dem Boden unserer Vorfahren ruhen werden; aber es bleibt immer noch ein großer Unterschied, an welcher Stelle wir liegen, und es ist eine große Kunst, den besten Platz zu finden."

Auf meine Frage, welches denn die bestimmenden Momente dabei seien, antwortete er ausweichend. Das hänge von der Sonne und von der Stellung der Sterne ab; es gebe eine besondere Klasse von Leuten, deren Geschäft es sei, er verstehe aber selbst etwas davon. Da ich nun sah, daß er offenbar eben damit beschäftigt gewesen sei, „gutes Land" zu finden, und daß vielleicht Tag und Stunde besonders günstig dazu seien, empfahl ich mich zum letztenmal von A. und wendete mich in weitem Bogen heimwärts; aber noch lange sah ich in der Dämmerung bei der klaren Abendluft den weisen Mandarin mit seiner Pfeife nach der untergegangenen Sonne und nach den Sternen visiren und dabei unaufhörlich seinen Platz ver-

ändern. Während ich ihm im Herzen wünschte, daß er recht glückliches Land finden möge, konnte ich Anfangs mein Erstaunen nicht bemeistern, einen Mann, den ich so eben stundenlang als einen kalten nüchternen Denker beobachtet hatte, nun auf einer Seite so voll, so befangen von Aberglauben zu sehen. Indessen solche Widersprüche in der menschlichen Natur kommen überall vor.

VI.

Ich schied ungern von einem Orte, an dem ich eben so viel Belehrung erhalten als Vergnügen genossen hatte. Es war mir erquicklich gewesen, in Ruhe und Sicherheit 24 Stunden unter einer gutmüthigen und thätigen Bevölkerung zu leben und mit Mißbehagen dachte ich an den vor uns liegenden eintönigen Rückweg mit seinen mancherlei Gefahren und mit dem vollendeten Mangel aller der kleinen Bequemlichkeiten, an die mich 40 Lebensjahre vielleicht allzu innig gewöhnt hatten, und die ich anfing fast mit Ungeduld zu entbehren. Wir beschlossen daher, jeden Aufenthalt zu vermeiden und auf dem kürzesten Wege nach Hause zu eilen.

Wir fuhren mit äußerst günstigem Winde in schneller Fahrt über einige zusammenhängende Seen

einen schmalen Fluß hinauf und hatten nach dreistündiger Fahrt eine hohe steinerne Brücke vor uns. „Wir kommen nun," sagte unser Führer, „an die Rebellen-Station Niadschau, auf der ich bekannt bin, und ich hoffe, daß wir hier schnell expedirt werden."

So gerne ich den Aufenthalt vermieden hätte, war der Fluß doch zu schmal und das Fahrwasser wegen der Brücke, durch deren mittlere Oeffnung wir passiren mußten, gerade in der Mitte, so daß an ein Durchschlüpfen nicht gut zu denken war. Wir hielten deshalb grade auf den Halteplatz der Station zu, was der daselbst stationirten Wache zu großer Genugthuung zu gereichen schien. Unser Führer wurde auch sogleich erkannt und mit freudigem Zuruf begrüßt. Kaum lagen wir an Land, so kam auch schon einer der Unterbefehlshaber mit einer Einladung zum Chef der Station. Ein quadratisches altes Gebäude war zeltartig drapirt und von außen mit bunten Fahnen geschmückt. Ein Vorhang vertrat die Stelle der Thüre. Als wir in das Innere der Hütte traten, saß uns der Offizier grade gegenüber an einem mit Speisen wohlbesetzten Tische. Er erhob sich, um unseren Führer, dann uns mit einem freundlichen tsching-tsching zu begrüßen. Eine große, imponirende Gestalt voll Leben und Elasticität; das junge Gesicht strahlend von Gesundheit mit den zartesten Farben, die ein Vorrecht

der Jugend sind, und mit jener mädchenhaften Schönheit, welche die männlichen Chinesen zwischen ihrem 10. bis 25. Jahre characteristisch auszeichnet. Ein Tuch von gelbem Seiden-Creepe verhüllte das Haupthaar und ein weiter Ueberwurf von demselben Stoff und derselben Farbe den Oberkörper. (Die gelbe Farbe ist die Hausfarbe der Taipings.) Der Namen dieses schönen jugendlichen Officier-Mandarins war Sü.

Ich wurde ihm demnächst feierlich als ein englischer Mandarin vorgestellt, wie wir denn überhaupt während der ganzen Fahrt durchgängig für Engländer galten. Dies könnte in patriotischen Herzen Mißbilligung erwecken, und ich gestehe, daß es meinem eigenen Gefühle anfangs lebhaft widerstrebte. Man wolle indeß erwägen, daß das Wörtchen Inglish in China ein Sammelbegriff für alle Fremden geworden ist, wie in Japan Oilanda (Holländer). Bekanntlich sind die Chinesen in Allem, was geographische Kenntnisse betrifft, die Franzosen des Ostens, d. h. sie wissen gar nichts davon. Es wäre unnütz, Zeit und Mühe vergeudet gewesen, ihnen das Wort Deutsche oder Preußen vorzudeklamiren, das sie gar nicht einmal im Stande sind auszusprechen, und es hätte uns vielleicht in unangenehme Verhältnisse gebracht. So ließen wir denn die Leute innerhalb der Vorstellungen, die ihnen geläufig waren und waren flottweg Engländer.

Wir wurden nun eingeladen, Platz zu nehmen und mir der Ehrenplatz, d. h. der Platz zur Linken des Wirths, offerirt. Da es unhöflich gewesen wäre, denselben ohne Weiteres anzunehmen, so machte ich wiederholte Versuche, den Platz zur Rechten zu gewinnen und den Wirth so an meiner Linken zu haben. Ich hatte schon bedeutende Fortschritte in der chinesischen Bildung gemacht. Endlich ergab ich mich und nun begann wieder das Nöthigen und Ablehnen beim Essen.

Ich hatte schon früher und habe dann auch später noch größeren wie kleineren chinesischen Festmahlen beigewohnt, aber nirgends bin ich einer Sitte begegnet, die so tiefgreifende Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Gastes nimmt, als das Verfahren, welches hier mit mir beobachtet wurde. Rechts und links standen zwei Knaben, jeder ein Paar Eßstäbchen in der Hand haltend; von Zeit zu Zeit auf einen Wink oder ein Wort des Mandarinen griffen sie mit ihren Stäbchen in eine der kleinen tiefen Schalen auf dem Tische, holten einen Bissen daraus hervor und hielten ihn mir vor die Lippen; ich brauchte sie nur zu öffnen und der Bissen war dahinter verschwunden. So wurde ich wie ein unmündiges Kind gefüttert, und köstliche Fischleber in Soja gekocht, Fisch, Huhn und Eier flogen ohne ein bestimmtes Gesetz in meinen Mund.

Ich war den ganzen Morgen mißmüthig und trübe gestimmt gewesen; es war heute daheim bei mir ein Familienfest, der Geburtstag meiner alten Mutter, und ich wußte, daß nun die ganze Familie am Frühstückstische saß und meiner gewiß gedachte, ohne zu wissen, wo ich an diesem Tage war. Das sind die Tage, die in der Fremde wie Blei auf uns liegen. Als ich nun endlich beschloß, dem Mahle ein Ende zu machen, Sü aber nicht nachlassen wollte, mich zum Trinken zu nöthigen, kam mir der abenteuerliche Gedanke, im fernen China, mitten unter den Rebellen, im Zelte eines Häuptlings die Gesundheit meiner Mutter nach deutscher Sitte zu trinken. Ich ließ daher unserem Wirth sagen, daß ich nur unter der Bedingung, daß er und die übrigen Tischgenossen sich mit mir zu dem ausgesprochenen Zwecke vereinigen wollten, eine letzte Schaale Saki trinken würde. Dies mußte ihm ausführlich erklärt werden; dann fand er es zwar sehr vortrefflich, daß ich meiner Mutter gedachte, denn die Verehrung der Kinder gegen ihre Eltern ist in China ganz außerordentlich ausgebildet, — aber er konnte doch über den ächt chinesisch praktischen Scrupel nicht hinweg: was es meiner Mutter nützen könne, und wenn es nichts nütze, wozu ich es denn thäte? Ich ließ ihm sagen: „Wenn Deine Mutter gestorben ist und Du bist zu Reichthum und hohen Ehren ge-

langt, so wirst Du ihr einen steinernen Ehrenbogen erbauen. Was wird er Deiner Mutter nützen, wenn schon längst eine Blume oder ein Bäumchen auf ihrem Grabe gewachsen ist? Aber es wird Dein eigenes Herz erfreuen, und Du wirst wissen, Deine Pflicht erfüllt zu haben. Siehe, so will auch ich jetzt eine Pflicht erfüllen, welche die Sitte bei uns gebietet, und ich will wie ein guter Soldat nicht fragen, ob sie nützt oder nicht.“ Das schien dem jungen Mann verständlich, und so, liebe Mutter, ward Deine Gesundheit im Zelte des Rebellen-Häuptlings Sü getrunken. Als ich nun darauf proponirte, einen letzten Becher zu Ehren der Mutter unseres Wirthes zu trinken, da strahlte das Gesicht des liebenswürdigen Jünglings vor Freuden, und ich glaube fast, daß er, der ein etwas warmer Anhänger des Saki zu sein schien, von nun an alle Tage die Gesundheit seiner Mutter trinken wird.

Wir hatten wohl eine Stunde mit diesem unverhofften Frühstück vertändelt und brachen nach vielen Einwendungen auf. Sü verabschiedete sich am Vorhange; wir waren aber kaum im Boote, als er uns nachkam, um den Besuch zu erwidern. Schon während des Essens hatte ich ihn öfter mit großer Aufmerksamkeit eine Tuchnadel in meiner Kravatte betrachten sehn, die ich mir aus einer japanischen Schwerdtver-

zierung hatte zusammenstellen lassen und die einen alten Tartaren-Ritter zu Pferde darstellte. Da Su jetzt offen seine Bewunderung derselben aussprach, zog ich sie aus und überreichte sie ihm zum Geschenke. Er nahm sie an wie ein Mann von Welt, mit scheinbarem Widerstreben, ohne jedoch die Ablehnung allzuscharf zu betonen. Er schien einen Augenblick nachzusinnen, dann streifte er rasch von seinem linken Arm ein glänzendes Armband, das er mir als Gegengeschenk aufstreifte. Dieser sonderbare Schmuck aus vergoldetem Silber, der die Gestalt eines zweisträhnig geflochtenen Strickes hat, machte mir der Umstände wegen, unter denen ich ihn erhielt, viel Freude. Zu meinem Troste blieb Sü nicht lange, da er vorgab, viele Geschäfte zu haben.

Einige Stunden darauf erreichten wir in Lutschü, welches wir auf dem Hinwege umfahren hatten, wieder die große Straße, und da uns Sü versichert hatte, daß Lutschü von Brüdern besetzt sei, fuhren wir diesmal mitten durch den ungemein lebhaften Ort. Indessen die Brüder, die dort lagen, flößten uns kein Vertrauen ein und so fuhren wir, trotz des lebhaften Protestes unserer Bootsleute, welche wieder fouragiren wollten, ohne Aufenthalt hindurch. Wir machten jedoch hinter der letzten Brücke und einige hundert Schritte hinter den letzten Häusern Halt und entließen die

Fourageure. Uns selbst lockte der laute Klang eines Gong in einen nahe gelegenen Tempel von größeren Dimensionen. Wenn man einen Blick auf die Götzen in einem Buddha-Tempel wirft, so kommt man zu der Ansicht, daß diese Religion zwar noch sehr weit vom Christenthume entfernt ist, aber daß der Uebergang dazu von ihr leichter, als von irgend einer andern Religion ist. Die Vermittelung liegt in der Himmelskönigin, welche über den drei Gestaltungen des Buddha thront. Wenn man nun gleichzeitig auch nur oberflächlichen Einblick in den chinesischen Charakter gewonnen hat, so kann man der Ueberzeugung nicht widerstreben, daß der nächstberechtigte Erbe des Buddhaismus der Katholicismus ist. Die Erfolge, welche die christlichen Missionen überhaupt bis jetzt in China gehabt haben, sind trotz aller prahlenden Versicherungen vom Gegentheil ganz unbedeutend, die der protestantischen speciell aber gleich Null. Darüber herrscht unter allen Europäern im Osten nur eine Stimme, wie denn die ganze Missionsfrage in der dortigen Gesellschaft ein noli me tangere ist. Und da mich das Leben vielfach gelehrt hat, daß es weiser ist, über manche Dinge in Einfalt zu schweigen, als klug zu sprechen, so ziehe auch ich es vor, zu schweigen.

Ich bin mit der Besichtigung des Tempels fertig, und streife bis zur Zurückkunft unserer Diener und

Bootsleute durch die benachbarten Felder. Man sieht in einzelnen Farmhöfen zwar noch die Spuren der Zerstörung, aber die Leute haben sich offenbar wieder eingerichtet. Wir haben ein paar trockene und warme Tage gehabt und die Arbeiten im Felde sind begonnen. Ich hatte nun ein schönes Stück Rebellen-Land gesehen und jedenfalls mehr, als die meisten Europäer je davon zu sehen bekommen. Ich war im Begriff, die Grenzen dieses Reiches wieder zu verlassen und ich fragte mich, wie weit ich die den Rebellen gemachten Vorwürfe für begründet erachten müsse.

Man wirft ihnen vor, daß sie rauben, morden und zerstören. Das ist wahr. Es soll aber selbst noch in diesem Jahrhunderte bei Kriegen zwischen civilisirten Nationen vorgekommen sein, daß die allerloyalsten und gut organisirten Truppen, geführt von gebildeten Officieren, denselben Vorwurf auf sich geladen haben. Es ist aber eine Verleumdung, Alles, was geraubt und zerstört ist, den Rebellen in Rechnung zu setzen; man wird die Wahrheit treffen, wenn man sagt, daß sie sich mit den Kaiserlichen redlich darin getheilt haben. Man wirft ihnen vor, daß sie kein Organisations-Talent hätten und nichts wieder aufzubauen verständen. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß eine Revolution sich nicht auf kleine Districte beschränken, dort festsetzen und großartig organisiren kann: eine Revo-

lution hat anderes zu thun, sie muß im Fluge gehn und siegen oder sie wird erdrückt. Niemals hat man bisher mehr davon gesehen, als die äußersten Grenzen derselben, um deren Besitz wiederholt gekämpft wird, und kann man verlangen, auf dem unmittelbaren Schauplatze des Krieges Künste und Wissenschaften erblühen zu sehen? Nichts kann aber absurder sein, als ihnen principiell einen Mangel an Organisations-Talent den Kaiserlichen gegenüber zum Vorwurfe zu machen. Ist es denn nicht dasselbe Volk, das zufällig in zwei Parteien gespalten ist? Worin soll denn irgend welcher Unterschied begründet sein? Die Rebellen sind meiner Ansicht nach weder besser noch schlechter als die Kaiserlichen, es sind eben Chinesen. Ob die Rebellion eine moralische Berechtigung hat, ob sie eine historische Nothwendigkeit ist, das ist eine andere Frage, zu deren Beantwortung ich aber alle diejenigen, die ich im Osten darüber sprechen hörte, weder für legitimirt, noch für unparteiisch erachten kann. Die kaufmännische Welt haßt die Rebellion, denn sie hat „das Geschäft" erschüttert. Sie haßt die Rebellen, denn sie bestrafen den Opium-Raucher ohne Gnade mit dem Tode. Hinc illae lacrymae.

Wir setzten unsere Reise bald mit günstiger Brise fort, ohne an diesem Tage etwas Neues zu sehen oder zu erleben, und gingen gegen Abend in einem kleinen

Dorfe vor Anker, wo wir ein Reiseboot, wie die unsrigen bereits liegen sahen; zu unserem Erstaunen erschienen bei unserer Annäherung zwei Europäer auf Deck. Während ich darüber die lebhafteste Freude empfand, schien unser Führer dadurch ganz im Gegentheil beunruhigt. „Mich beunruhigt," sagte er, „so seltsam es klingen mag, auf Reisen nichts so sehr, als die Gesellschaft unbekannter Europäer. Man kann es nicht verhehlen, daß sich europäisches Gesindel, weggelaufene bestrafte Matrosen in diese Gegenden gezogen und zu den gefährlichsten und grausamsten Fluß-Piraten ausgebildet haben." — Wir waren deshalb vorsichtig und prüften unsere Leute. Es fand sich bald, daß es Engländer waren, die aus Sutschau, dem Hauptquartiere der Rebellen, kamen. Die Rebellen haben eine Fremden-Region gebildet, die aus Europäern und Malayen besteht, aber es scheint, als würde diese Legion keinen langen Bestand haben, denn diese Engländer, welche Mitglieder derselben gewesen waren, versicherten uns, sie sei in der Auflösung begriffen. Die Rebellen hatten sie in echt chinesischem Stolz und Uebermuth gar zu deutlich als Kanonen-Futter betrachtet; sie gaben den Leuten keinen Sold, nur Reis, Fleisch und Kleider und wiesen sie im Uebrigen auf Plünderung an. Wenn es nun zum Kämpfen und Stürmen ging, wurden die Europäer

vorangeschickt, und wenn es zum Plündern kam, zur Arriere-Garde beordert. Unter diesen Umständen mögen sie freilich wenig Einnahmen gehabt haben. Diese Engländer schienen uns harmlose und unverdächtige Leute, so gaben wir ihnen von unserem Ueberfluß an Bier und Cigarren und beschlossen, den Rest der Reise gemeinschaftlich zurückzulegen.

Wir segelten am anderen Tage also im Geschwader, mußten aber wiederholt wegen des schwachen Windes und der starken Fluth liegen bleiben; als wir jedoch gegen Abend Minhong (die kaiserliche Werft) erreichten, wuchs die Ungeduld in mir, und ich ließ den Bootsleuten ein Extra-Honorar versprechen, wenn sie Nacht-Ebbe und den Mondschein benutzen wollten, um durchzusegeln. Das hatte gewirkt, denn als wir am andern Morgen erwachten, lag uns die große Pagode, ein Vergnügungsort für die Segler und Schützen von Shangai queer ab und eine Stunde später lagen wir am Quai von Shangai.

Und nun, gütiger Leser, wenn Du mir bis hierher gefolgt bist, so folge mir noch die wenigen Schritte bis zu meiner Wohnung, und empfinde mit mir das köstliche Behagen, das mich durchströmte, als ich eine halbe Stunde später ein warmes Bad nahm, mich von Kopf bis zu Fuß mit reiner glänzender Wäsche versah, vor einem reichbesetzten Waschtische meine Toilette

beendete und mich dann im Morgenrock und Pantoffeln in einer Atmosphäre von Spring-flowers und Ess-bouquet zur Seite eines lodernden Kaminfeuers auf weicher Ottomane wiegte. Ich stäubte die silberweiße Asche meiner guten Havannah in den marmorgetäfelten Kamin und murmelte vor mich hin: „Trotz aller ihrer Schattenseiten, ich halte es doch mit der Cultur!“ *)

*) Wenige Tage darauf verließ ich Shangai; als ich einige Monate darauf krank und elend aus dem Süden dorthin zurückeilte, kaum mit einer anderen Hoffnung als der, von Landsleuten begraben zu werden, erhielt ich die erschütternde Nachricht, daß mein vortrefflicher Reisegenosse, Führer und Dollmetscher, Herr Spetzler, bei seiner nächsten Geschäftsreise auf der eben beschriebenen Tour in Folge eines Sonnenstichs plötzlich gestorben sei. Er kam nur noch als Leiche nach Shangai zurück.

Ende des ersten Bandes.